Oecon.
1128

Oec. 1128

Oeconomia. Agricultura. Frumenta 218.

~~Oec. agr. N. 157.~~

<36612287720013

<36612287720013

Bayer. Staatsbibliothek

Linguet und Tißot,
über das
Getreid und Brod.

Aus
dem Französischen.

Nebst
der Geschichte
einer
giftigen Art Erbsen.

Von dem Uebersetzer.

Zürich,
bey Joh. Kasp. Füßly Sohn, 1780.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Herrn
Johann Friederich Gmelin,
der Arzneykunst Doktor,
öffentlichen Lehrer der Arzneykunst und
Philosophie auf der hohen Schule zu Göttingen, der römisch-kaiserlichen und göttingischen Akademie, und der naturforschenden Gesellschaft in Zürich
Mitgliede,

und

Herrn
Johann Mathias Merk,
der Arzneykunst Doktor ꝛc.
in Ravenspurg —

meinen schätzbarsten Freunden
gewiedmet.

Empfangen

Empfangen Sie hiermit, wertheste Freunde, meinen wärmsten Dank, für Ihre so freundschaftliche als belehrende Briefwechsel. Ich habe Ihnen schon lang die Geschichte versprochen, die Sie diesen Uebersetzungen beygefügt finden.

Die Uebersetzung des Briefs von Herrn Tißot, über das Getreid und Brod, war zu einer Vorlesung bey der naturforschenden Gesellschaft bestimmt, und ein Zufall verursachte diese Ausgabe. Ich glaubte dem deutschen Publikum durch die Uebersetzung der Linguetischen Abhandlung, die diesen Brief verursachet, und seiner Antwort an Herrn

Tißot,

Tißot, vielleicht eine Freude zu machen; mir kam es wenigstens merkwürdig vor, so viele närrische Paradoxe über einen so wichtigen Gegenstand in einer so kleinen Schrift zusammen gestolpert zu finden. Ohne die sehr gründliche philosophische Wiederlegung Herrn Tißots hätte ich sie nie einer Uebersetzung gewürdigt, oder mich ehender vor der Ausbreitung solchen Unsinns geförchtet.

Die beygefügte Geschichte der giftigen Erbsenart hat meines Bedünkens hier ihren Platz gefunden; merkwürdig ist sie gewiß, und eben so wahr. Die beygedruckte Tabelle habe ich der Gütigkeit HHrn. Chorherrn,

Herrn, Doktor und Profeßor Geßners zu verdanken, der mir den Fuchsischen Holzschnitt zum Abdrucken gütigst überlaßen hat. Möge sie einigen Nutzen stiften! und Ihnen Freude machen!

Ich bin von ganzem Herzen

der Ihrige

Zürich, den 26 Aprill 1780.

Hs. Kaspar Hirzel,
der Arzneykunst Doktor, und
Mitglied der naturforschenden
Gesellschaft in Zürich.

Von dem
Erdapfel-Brod. a)

Ist es nicht eine ganz eigne Narrheit, daß man die Geschenke der Natur nie in ihrer ersten Gestalt nutzen will, sondern vielmehr jede Erfindung, dieselbigen zu verunstalten, so begierrig annimmt? Würde man nicht den Wein, wenn ihn die Natur uns schon vollkommen zubereitet darböte, verächtlich behandeln, und sich bemühen, dieses Getränk, um unserer Sinnlichkeit zu schmeicheln, in Trauben zu verwandeln? Und so verhielte es sich mit allen übrigen Producten.

Ich will es gerne leiden, daß die Pracht- und Mode-Närrchen sich mit solchen Erfindungen plagen. Laßt sie doch mit vieler Mühe aus einer gelblichten, schweren, trocknen und harten

(a) Diese Abhandlung ist aus des Herrn Linguet annales politiques, civiles & litteraires du dixhuitieme siecle. Tome cinquieme N. XXXIX. pag. 429. übersetzt:

Kleye, die doch weder zur Ernährung des Menschen, noch der ihm dienenden Thiere tauget, durch Fäulen, Ausdünsten, Mahlen u. s. f. einen leichten, weissen, feinen Staub machen, um damit ihren Haaren statt der jugendlichen Farbe das Ansehen des reifern denkenden Alters zu geben: das will nichts sagen. Eben so wenig schadet es, wann sie den hohen Grad der Kunst erreichen, aus Hanffasern, die durch hundert langwierige und mühsame Arbeiten zubereitet wurden, Filet und Spitzen zu machen, um durch unzälige Löchgen ihren Reichthum zu spiegeln, und dabey des Armen vergessen, dessen elende Lumpen durch fast eben so viele Löcher ganz untüchtig worden, seine Blösse nur zur Noth zu bedecken. Aber das ist zugleich sehr lächerlich und höchst betrübt, daß dieser Hang nach Erfindungen und Klügeleyen sich bis auf die Sachen erstreckt, die zum nöthigsten Unterhalt dienen müssen. Die Natur giebt dem Armen aus ihrem geheimsten Schooß ein Nahrungsmittel, das keine Zubereitung, keine Würzung bedarf, das der Jugend so wohl bekommt als den Alten, und eben so nahr-

haft

haft als angenehm ist; gierig öfnet der hungerige Arme den Mund, dieses Geschenk zu geniessen. Halt! ruft ihm der Chymist mit sorgfältig nachdenkender Miene, und hält ihm den hungerigen Mund zu. Warte, rathet er ihm, bis ich diese Speise gehörig bereitet habe. Sie muß zuerst gedröcknet, geschält, wieder befeuchtet, gesotten, zerstossen, geknettet, gebackt werden, ehe du sie bequem geniessen kannst.

Ist das nicht das Schicksal der Erdapfeln b) und Pataten c) deren künstliche Verwandlung in Brod in unsern Tagen mit so vielem Gepräng empfohlen wird — Um meinen Lesern zu zeigen, wie vielen Dank die Menschheit diesen neuern Triptolemen schuldig seye, muß ich ihnen etwas mittheilen, was ich ehmals in einer Schrift gesagt habe, die ein gar zu redliches Ministerium aus bester Wohlmeynung unterdruckt hat, von deren ich aber unter meinen Papieren noch einige Ueberbleibsel gefunden. Wir wollen zuerst den Begriff

b) Solanum tuberosum. Linn. Pommes de Terre. Frz.

c) Convolvulus Batatas Linn. patates. Frz.

bestimmen, den ein wahrer Philosoph von dem Brod haben soll, um daraus die Verdienste der Erfindung des Erdapfel-Brods zu zeigen.

Ich habe vor einigen Jahren in einer Schrift öffentlich behauptet, daß das Brod als Nahrungsmittel betrachtet, eine gefährliche und schädliche Erfindung seye! Wir Westländer leben von Brod, sagte ich. Wir haben unser Daseyn einem Mittel zu danken, dessen Urstof die Fäulniß ist, und sind genöthiget, selbiges durch eine giftige Beymischung weniger ungesund zu machen: es erfodert von der Zeit an, da dieser unglückliche Saamen dem Boden anvertraut wird, bis zu der Zeit, da es der Becker in seinem Laden ausstellt, die wichtigsten Arbeiten, und bringt uns in die entsetzlichste Abhänglichkeit. Es setzt uns durch den Aufkauf und andere Mißbräuche, die unausweislich sind, grösserer Gefahr aus, als es uns als Nahrungsmittel Nutzen bringt!

Morellets aller Ständen bemühten sich, diese wenige Worte lächerlich zu machen, und nichts war leichter: Denn in der That bietet dieser Gedanke beym ersten Anblick vielen Stof zum

Spaß

Spaß an. Es ist auch sehr leicht, das System eines Mannes für ungereimt auszuschreyen, der behauptet, das Brod sey giftig, und diejenigen Völker glücklich preiset, denen die Vorsehung die Kunst den Weitzen zu mahlen und zu backen, verborgen gehalten.

Welch ein Gelächter hat nicht ehmals der erste Gedanke des Kreislaufs des Geblüts erweckt? Mit welch niedrigen Ausdrücken hat nicht Qui-Patin gegen die Brechmittel und deren Erfinder losgezogen? Dessen ungeachtet ist die Entdeckung des Harveus bey den heutigen Aerzten ein Grundsatz, und die gemäßigten Spießglas-Zubereitungen zu einem der ersten Arzneymittel geworden. Ich weiß nicht ob meine Meynung vom Brod das gleiche Schicksal haben wird, wenigstens ist sie doch eben so begründt.

Wir halten einmal das Brod für das einige unsrer Natur anpassende Nahrungsmittel, und würden den Untergang des Menschengeschlechts befürchten wenn man es uns raubte. Indessen ist es unstreitig, daß der Gebrauch desselben den meisten Menschen unbekannt ist, und diejenigen,

so es gebrauchen, erfahren seine üble Wirkungen täglich.

In den meisten americanischen Inseln, und sogar auf dem festen Land selbst, einige Gegenden von Paragauy und Peru ausgenommen, haben sie kein Getreid, als das so ihnen in Fäsen oder in Mähl aus Europa zugeführt wird, auch dienet es ihnen mehr zu einem Leckerbissen, als zur Nahrung.

Die Mohren, die Indianer, alle armen, und sogar, die meiste Zeit über, auch die reichen Weissen, leben von Manihot d) Paradies-Muse e) Bananen-Muse f) Türkischem Weitzen g), und aller Arten Gemüs. Sie bemerken den Mangel an Brod erst dann, wann dessen Zufuhr, so wohl als andrer überflüßiger Sachen, so sie von unsrer Halbkugel beziehen, durch den Krieg gehin-

d) Jatropha Manihot Linn. Cassave. Manioc. Frz.

e) Musa paradisiaca Linn. Plantain, Bannanier. Frz.

f) *Musa* Sapientum Linn. Bananes. Frz

g) Zea mays. Linn. Le Mays. Frz.

hindert wird; und also ist es ihnen nur darum schätzbar, weil es selten und kostlich ist. h)

In Asien verhält sich's eben so. Ich habe in einer oeconomischen Schrift gelesen, daß dermalen noch das schönste Getreid in diesem Welt-

h) Man lese hierüber des Herrn Pater Labat neue Reisen nach den americanischen Inseln. „Nouveaux „Voyages aux isles de l'Amerique du Père Labat. „Tom. I. p. 368. Edition de Paris." in denen er seine eignen Beobachtungen sehr genau und weitläufig mittheilet. Er sieht den Getreidbau auf den Inseln für unnütz an, weil (wie er sagt:) die wenigsten Leute Weitzenbrod geniessen: Die Schwarzen, die Gedungne, die Dienste, die Arbeiter, essen nichts als Manihot. Selbst die Creolen und sogar die Reichsten unter ihnen, die ihre Grösse zu zeigen, oder Frömden zu gefallen, bey ihren Mahlzeiten Brod geben, essen den Manihot lieber, und ziehen ihn dem Brod vor. Es zeigt sich hieraus, daß sehr wenige Völker, und ich glaube mit aller Gewißheit behaupten zu können, von hundert Personen kaum fünfe Brod essen.

heil wachse: und doch ist es wahr, daß sie diese Pflanze mehr aus Neugier und einer Art Pracht, als zur Nothdurft pflanzen. Ich glaube auch, daß sich der Verfasser durch den Namen Getreid von Smyrna habe betriegen lassen, welcher eine ganz andre grössere und frühzeitigere Getreidart bezeichnet: Sie kömmt auch so wenig ab der Levantischen Küste, als die meisten Clincailleries so in Paris für Englische verkauft werden, von London kommen.

In der Türkey, in Persien, Moscau, China, Japan, in diesen unermeßlichen Gegenden der Barbarey, die ungeachtet man sie für Wüstenneyen hält, dennoch gut bevölkert sind, findet man überhaupt nichts als Reis, hie und da Hirs, und immer nur solche Producte, die ohne Zubereitung guten eßbaren Brey geben, und die so mühsame, kostbare und in allen Absichten beschwerliche Verwandlung in Brod nicht bedörfen.

Ich nehme gern an, daß in Africa, Egypten, und die Barbarey sehr reiche Erndten liefern. Diese zwey Länder machen aber nur einen sehr kleinen Theil des unermeßlichen Africa aus, und

über

überdas beweiset die Entvölkerung und Dürftigkeit derselben, obgleich sie wegen eines grossen Fruchthandels berühmt sind, nicht viel für die Fürtreflichkeit dieses Products, weder als Nahrung noch als Gegenstand des Handels. Längst dem Canal von Mosambique bis zu den Canarischen Inseln finden sich weder Pflüge noch Bauer.

Alle diese oft sehr beträchtliche, freye und glückliche Nationen leben nur von Fischen, wilden und zamen Thieren, und Früchten. Die Sclaven, so wir von ihnen haben, beweisen nichts als unsern niedrigen Geitz, und daß überall die Geringern der Macht der Leidenschaften der Grössern unterliegen müssen.

Kurz, zwischen beyden Wendezirklen, über den 60sten Grad der Länge, und unter dem 25sten der Breite findt man weder Getreid noch Brod. Man muß wirklich über dem Krebszirkel den kleinen Winkel unser Europa aufsuchen, um den Ort zu entdecken, wo diese unglückliche Pflanze angebaut und gebraucht wird.

Nur hieher in einen Raum von vierzig Graden ist der Anbau des Getreids, das wir für die einige der Würde der Menschheit angemessene Nahrung halten, gebannt; und selbst in diesem kleinen Bezirk, dem es unentbehrlich vorkommt, leben noch sehr viele Menschen, ohne es zu kennen.

Wie viele leben z. B. in Spanien nur von Kastanien, i) oder einer Art Eicheln, k) die diesen gleich kommt. Wie viele in Frankreich, sonderlich in Champagne leben nur von gekochtem Heidekorn, l) in Poitou von gekochtem Hirs, m) auf den Pyrenæischen Gebirgen vom Türkischen Weizen! Die Alpenbewohner nur von Milchspeisen, wie viele Deutsche von gesottenen Erdapfeln.

Selbst die Engelländer und Holländer, diese grosse Getreidhändler, enthalten sich desselben, als

i) Fagus Castanea Linn, Chataigne, Frz.

k) Quercus Esculus. Linn wird in Frankreich gebraucht, in Spanien wird mehr die Q. Ilex Linn. gebraucht.

l) Polygonum Fagopyrum, Linn. Sarasin. Frz.

m) Panicum miliaceum, Linn. le Millet. Frz.

als eines Gifts, und kosten das Brod kaum, und nur aus Mode.

Ein genauer Calcul würde zeigen, daß von neunhundert Millionen Menschen, die, wie man annimmt, auf Erden leben, kaum fünfzig sich mit Getreid nähren, und doch glaubt man es das Universal-Nahrungsmittel, die Regierungen opfern ihm alles auf, es beschäftigt alle politischen Speculationen, und ist das Muster, nach welchem alle andern Producte, welche die Natur uns geschenkt hat, dieses zu verdrängen mit vieler Mühe geformt werden müssen. Man wird bey Untersuchung der Ursachen des allgemeinen Mißcredits des Brods leicht finden, daß sie den vielen Arbeiten, die der Getreidbau erfordert, den Gefahren, denen er ausgesetzt ist, und der mühsamen Zubereitung des Brods, zuzuschreiben seyen.

Man muß das Land so man ansäen will vorher düngen, pflügen, und drey bis vier mal bearbeiten. Kaum keimt der Samen hervor, so greiffen ihn die Mäuse, Würmer und Insecten an, und machen den Bauer zittern. Der Frost

und Ueberschwemmungen berauben ihn der Wurzeln, oder zerstören ihn gänzlich. Der geringste Regen in der Blühzeit, das Mählthau, der Hagel schaden ihm bald mehr bald weniger, und richten ihn bisweilen völlig zu Grund. Kommt er in zu grosser Menge, so drückt er sich selbsten zu Boden und wird unfruchtbar.

Kaum ist er allen diesen Gefahren entgangen, der herrliche Anblick der vollen Felder erquickt den Landmann, aber dann erwarten ihn wieder eine Menge Geschäfte, er muß die Frucht schneiden, wenden, dörren, in Garben binden, und während dieser Arbeit läuft er Gefahr, daß ein anhaltender Regen seine schon eingesammelte Frucht verderbe, oder daß sie noch in Aehren wieder aufkeime. Ist sie endlich glücklich in die Scheune gebracht, so muß der Saamen durch die äusserste Gewalt des Dröschens dem Behältniß entrissen werden, in welches die Natur ihn verborgen hatte.

Das Droschen, Wannen, Sieben, Aufschütten, macht dem Geschäft das Ende noch nicht. Man glaubt es sogleich geniessen zu können, allein es wird noch viel erfodert, ehe es

zur

zur Nahrung tüchtig wird. Man muß es erst in die Mühle tragen, wo es durch die Mahlsteine so zart zermalmet wird, daß es durch ein reines Sieb und einen Beutel durchgehen kann. Und erst dann ist es Mehl, welches angeteiget und mit einem verdorbenen Saurteig, welcher das Brod schmackhaft nnd leicht verdaulich machen soll, sorgfältig gemischt werden: Denn zu wenig Saurteig macht das Brod schwer und fest, zu viel hingegen macht es wiedrig saner, und in beyden Fällen ist sein Gebrauch schädlich.

Der Teig wird dem Ofen anvertraut: und zwey Scheitchen zu viel Feuer brennt ihn zu Asche, oder macht zum wenigsten bitteres Brod ohne Kraft und Saft.

Gesetzt nun, man könnte allen diesen Unfällen wehren, der Ofen lieferte euch das vollkommenste Brod, so habt ihr ein Gebäck, das, wie ich selbst gestehen muß, angenehm schmeckt, so lang es neugebacken ist; welches aber, wenn es nicht an feuchten Orten aufbehalten wird, gar bald Stein hart, und geschmackloser als Sand ist, an feuchten Orten hingegen innert acht Tagen schim-

schimmlicht, und in beyden Fällen so schlecht wird, daß die Thiere sogar sich weigern davon zu essen.

Das Seltsamste ist, daß diese Nahrung von allen die ein Menschen-Magen ohne sich plötzlich zu verderben, verdäuen kann, eben die allerschädlichste und unverdaulichste ist — Sie macht dickes Geblüt, erschwert dessen Kreislauf, und deswegen wird es sehr leicht verdorben: Das ist eine ausgemachte Wahrheit. Einer der ersten Lehrsätzen der Arzneykunst sagt, daß die Unverdaulichkeit vom Brod tödtlich seye. Wer kann denn nun den Gebrauch desselben heilsam finden, wenn sein geringster Mißbrauch so gefährlich ist! (n)

Dies

(n) Man wird sich wundern, wie es möglich seye, daß Millionen Menschen von einem so giftigen Mittel leben können? Allein ist nicht der Mithridat zu einem Gegengift geworden? Und dient nicht der mehlichte Theil des Manihot, dessen Saft ein tödendes Gift ist, zur Nahrung? Die Gewohnheit wird zur andern Natur: Unsere Körper ertragen vor tausend andern verschiedene Veränderungen, werden aber doch mit der Zeit durch

Dies ist die Natur Geschichte der herrlichen Nahrung, so wir Brod nennen.

Läßt

---

diejenigen die ihrer Natur zuwieder sind, auch ungeachtet alles Wiederstands, zerstört. Man bemerke ferner, daß eine Menge andrer Speisen welche die Begüterten unter uns noch neben dem Brod verschlingen, eine Art Gegengift ausmachen, das die gefährlichen Wirkungen des Brods hintert, und der Gewohnheit nachhilft, selbige weniger schädlich zu machen. In Ländern hingegen, wo die niedrigere Klaß von Menschen an diese einzige Nahrung gebunden ist, wie in einigen französischen Provinzen, beweisen die Gestalten und äusseres Ansehen der Körper den Einfluß dieser giftigen Speise, blasses Aussehn, welke Augen, abgezehrte, matte Glieder, ausgetröcknete Brüste, frühzeitiges Alter, das den Jünglingsjahren auf dem Fusse nachfolgt, dies sind die Zufälle von einem Magen, der nichts als Brod zu däuen hat.

Finden sich noch hie und da Körper, die stark genug sind, diesen Gefahren zu trotzen, so schadet dann die Stärke, die ihre Fasern von diesem Sieg erhalten, ihren Verstandeskräften: Ihr Gehirn erhält die Härte des Körpers, und sie werden so

Laßt uns die Geschichte des Getreides, von dem wir solches erhalten, noch weiter verfolgen! Man muß es entweder in Mehl oder in Fäsen aufbehalten; in beyden Fällen erhitzt es sich leicht, wenn man es nicht genau besorgt, oft umrührt, und die stärksten Arbeiten und eine unausgesetzte Sorgfalt daran verwendet, und erhält einen faulenden Geschmack, der seine ungesunde Eigenschaften verräth: oder es wird ein Raub der Insecten, oder fängt auf dem Kornboden zu keimen an.

Der unglückliche Besitzer, der sich reich glaubte, findet eines Morgens mit gröster Bestürzung sei-

plump und abgeschmackt, als die Nahrung so sie verschlingen. Der Ruf der Limousins als berühmter Brodesser ist nicht unbekannt. Sie bestreiten auch dies Gerücht sowohl in Rücksicht auf den physischen Hunger, als die moralische Plumpheit, nur dann, wann sie ihren Aufenthalt und Nahrung ändern. Setzt sie nur in ihre Einöden, wo sie von Kastanien leben, sie werden in Absicht des Fleisses und Arbeitsamkeit sowohl als in Absicht des gemäßigten Appetits gar bald ihren Nachbarn gleich kommen.

seinen Schatz in Staub verwandelt, oder so sehr verdorben, daß die Polizey gezwungen wird, selbigen unnütz zumachen, es wäre denn Sache, daß ein höherer Gewalt sie zwingen würde, einem unvorsichtigen Reichen einige Thaler zuerspahren, und dagegen hundert tausend Menschen der Gefahr der Vergiftung blos zustellen.

Alle diese Arbeiten sind eben so unausweichlich als druckend. Sie halten den Bauer ewig gefesselt, den Besitzer in unaufhörlicher Furcht, den der es braucht in Verlegenheit und beständiger Abhänglichkeit. Welche Menschen, uns ausgenohmen, wären wohl thöricht genug, den Gebrauch einer solchen Nahrung einzuführen, wenn sie so glücklich sind selbige nicht schon zubesitzen!

Was für eine rasende und zu unserm Glück auffallend lächerliche Lehre predigen uns nicht unsere grossen Landwirthe! Hört ihre mehlige Philosophie! Das Brod, und die Kunst das dazu erforderliche Getraid anzubauen, seye, sagen sie, das wichtigste Geheimniß für die Aufnahm der Bevölkerung —— Viele Müller und Becker machen den Reichthum der Könige, und das Glück

ihrer Staaten. Nur die Nationen seyen mächtig und glücklich, wo, weil niemand ohne Brod leben kann, dessen Werth durch das allgemeine Zudrängen um dasselbige, so gesteigert wird, daß kaum die Hälfte des Volks Gelds genug aufbringen kann, es zükauffen.

Ich habe an einem andern Ort meine Gedanken über das Verdienst der Theure mitgetheilt — eben so einleuchtend ist auch der Irrthum wegen der Fruchtbarkeit des Brods und dessen Einfluß auf die Bevölkerung. Die ebenen Gegenden, die ganz das Joch des Feldbaues tragen, sind unstreitig die ärmsten. Folget nicht dieser traurigen Kunst die Unfruchtbarkeit, die sie abwenden sollte, auf dem Fusse nach? Tödtet sie nicht den Menschen durch die Vermehrung dieser schädlichen Speise? —

Man vergleiche die Bevölkerung der Picardie und Beauce, die mit den schönsten Getraidfeldern prangen, mit der von der Normandie und Poitou, die nichts als Weyden und Baumgarten haben. Oder mit dem guten Theil von Champagne das ganz Weinberg ist; mit Franche Comté,

Guien-

Guienne, Languedoc, Lyonnois, Lothringen, alles Länder die viel Weinbau, Waldungen, Wiesen, und nur wenig Getraidland besitzen. Sind nicht da Dörfer an Dörfer gedrängt, in denen die Menge der Einwohner durch eine herrliche lachende Natur täglich reicher wird, und sich vermehrt, gleich den Bäumen so sie pflanzen, und dem Vieh so sie erziehen!

In den erstern hingegen findet man sehr oft Wüsteneyen ähnliche Gegenden, ganz rohe Bezirke, dürre Ebenen, wenig und überall zerstreute Wohnungen, schlecht gebaute leimene Häuser, alles Zeichen des äussersten Mangels und Hungers, die sichersten Beweise der Qualen, denen die Bewohner unterliegen. Einige hie und da zerstreute Fruchtbehälter sollten Ueberfluß anzeigen, allein diese so sie gesammelt haben, schmachten im Elend. Welch ein Widerspruch! (1.) Wenden wir unsern

(1.) Man findt keine Bezirke die stärker bevölkert sind, als die an Flüssen liegen, Weinberge und Wiesen zieren ihre Ufer. Man besehe nur die Seine, Marne, Aine, Loire, Garonne, den Rhein, Mosel, Rhone, Saone rc. Wann es da Gegenden

sern Blick von Frankreich auf Holland und die Schweiz — diese zwey Länder, die am stärksten bevölkert sind, haben den wenigsten Feldbau. Eben so verhält es sich, aller Wiedersprüchen ungeachtet, in Engelland, welches in Absicht auf den Getreidbau nichts ist. In Londen und den übrigen Meerhafen, welche den grösten Theil der Nation ausmachen, leben kaum der vierte Theil von ihrem eignen Boden Die Handelschaft muß sie nähren, wie in Holland; in der Schweiz leben sie von der Viehzucht und Fabriken.

Deutschland, Polen, und der ganze Nord hat die unzählichen Truppen die das Römische Reich erschüttert und bezwungen haben, nur dem zu danken, daß ihre meisten Leuthe Jäger oder Hirten, und die wenigsten Bauren waren. So bald sie anfiengen ihren Boden durch den Pflug fruchtbar zu machen, und die Hafen des Baltischen Meers für unerschöpfliche Fruchtmagazine gehalten

hätte, deren Boden zum Getraidbau dienlicher wäre, gewiß nur zu geschwind würde die Bevölkerung sich vermindern, und die Dörfer verschwinden.

ten wurden, nahm die Fruchtbarkeit, die Ursache der Uebermacht der nördlichen Völker, ab. Die Bevölkerung, die ehedem ganze Haufen förchterlicher Männer lieferte, verminderte sich, so bald man anfieng die Erde zu ihrem Unterhalt zu bearbeiten.

Afrika ist überhaupt schlecht bevölkert: Wem ist aber auch unbekannt, daß Egypten und die Barbarey von allen bewohnbaren Ländern dieses Welttheils zugleich die fruchtbarsten an Getreid, und die unfruchlbarsten an Menschen sind? —

Kurz, man mag hinsehen, wo man will, so wird man überall in Thatsachen die Wiederlegung des oconomischen Lehrsatzes finden, daß die Bevölkerung immer mit den Nahrungsmitteln (mit dem Getreid versteht sich nach ihrer Meynung) in Verhältniß stehe. Man wird im Gegentheil überzeugt, daß der Pflug, indem er die Furchen schneidet, aus dem das Getreid hervorwächst, unserm Geschlecht das Grab eröfne. Beynahe möchte ich behaupten, daß dieses, von vielen zum Sinnbild des Friedens und der Fruchtbarkeit misbrauchte Instrument, dem Menschen-Geschlecht

gefährlicher seye, als das Schwerdt das jenes Verrichtungen hindert.

Seyd ihr für die Aufnahm der Bevölkerung besorgt, so rathet die Fischerey, den Wiesen- und Holzbau an, als die besten Stützen des Unterhalts. Wünschtet ihr ein glückliches Volk zu beherrschen, das sich nicht selbst durch ungesunde Arbeiten aufzehre, das seinen Herrn ohne Forcht ehre, das weder das drückende Joch des Reichthums, noch die tödende Pein des Hungers kenne, so zeiget ihme die Mittel, aus der Fischerey, Wiesen- und Holzbau zu leben.

Die Wiesenländer sind unstreitig mehr bevölkert als die Getreid-Länder. Der Wiesengrund liefert gewiß mehr als die Aecker, und sein ganzer Ertrag dienet zum Unterhalt der Menschen. Sie trinken die Milch und essen das Fleisch der Thieren, die das Gras genährt hat. Die Thiere sind so zu sagen, lebende Töpfe, in welchen dieses an sich geschmacklose Nahrungsmittel ohne Mühe und Kösten gekocht und zubereitet wird.

Hier in den Wiesengegenden leben die Menschen frölich und ruhig — dichten und singen der

Lie-

Liebe und Freyheit. Sie beschimpft der Name des Bauren nicht, die Ruhe des Körpers stärkt täglich ihre Seelen; da hingegen finstere Trauer die Länder umhüllet, denen der Pflug den Ertrag erzwingen muß. (2.)

Ich muß es noch einmal wiederholen, der Pracht allein macht das Brod unentbehrlich; und muß es darum nothwendig machen, weil kein anders Nahrungsmittel die Menschen so sehr abhängig machen könnte. Es wäre leicht zu beweisen, daß die Sclaverey, Schwäche des Geistes, die niedere Denkungsart der Geringern, und auf der andern Seite die Herrschsucht, unbändige Wildheit im Genuß zerstörender Freuden, Verachtung der Mitmenschen, bey den Grössern, die unzretrennliche Begleiter der üblen Gewohnheit Brod zu essen, seyen, und mit dem Getreid aus jeder Furche empor wachsen.

2) Fröliche Belustigungen begleiten in Europa die Arbeit der Heu-Erndte und des Herbsts. Stille traurige Betäubung hingegen beschwert die Erndte. Jene lassen den Arbeiter fühlen, daß er Reichthümer sammle, diese hingegen empfinden daß ihre Arbeit sie selbst ins Elend stürze.

Ich sehe, daß in Asien und allen Oertern wo es sich noch nicht, aufgedrungen, sich die Sitten unschuldig, die Regierungen gerecht 3.) und das Leben, selbst bey der niedrigen Classe von Menschen oder vielmehr bey dieser auszeichnend gut erhalten haben.

In Europa hingegen sehe ich eben das Gegentheil. Ihre Ketten sind ihnen durch die Aufnahm des Feldbaues unerträglich geworden, und ihre Armen sind gewiß die elendesten Sclaven der ganzen Welt. Sie machen selbst die Elemente zu Sklaven, die Bootsknechte sind eingesperrt und sehr geplagt: Die Soldaten sind bey Todesstrafe gezwungen sich töden zu lassen. Kein Handwerker darf ohne Patent seine Arme brauchen. Luft und Wasser sind sogar eingesperrt. Das Meer selbst das unabhänglichste und unbezwinglichste aller Wesen, muß einige Einschränkungen leiden. Auch auf die Flüsse erstrecken sich die-

3.) Gerecht gegen das Volk, aber nicht gegen die Bassa. Man muß diese Bestimmung wol bemerken, weil sie für die so nicht die Ehre haben Bassa zu seyn, sehr tröstend ist.

diese Ketten, wie Netze, deren Bestimmung ist, nicht Fische, sondern Menschen, die unvorsichtig genug sind, sich selbigen zu nahen, zu fangen.

Und woher entspringt der Geist, der diese vielfache Kette geschmiedet? Woher anders, als von dem ewigen Zwang, in welchen unser Feldbau den armen aber nützlichen Arbeiter versetzt hat — woher als von dem Vorzug und der entsetzlichen Macht, den er den Eigenthümern verschaft?

Der erstere ist durch den ununterbrochnen Zirkel seiner Arbeiten, und durch die elende Besoldung, die der Geitz so klein bestimmt hat, daß sie kaum für den nöthigsten Unterhalt hinreicht, gefesselt, und auch eben so sehr durch seine Vorurtheile, die ihn glauben machen, er müsse von Brod leben, und jede Nahrung würde ihn zu Grund richten. Seine Armuth ist eine neue Fessel, sie benimmt ihm alle Mittel einen Vorrath zu sammlen, nöthiget ihn das was er erarbeitet sogleich zu verzehren, und zwingt ihn folglich, alle Tage, wenn er Beschäftigung findt zu Arbeiten, die seine Kräfte übersteigen. Selbst

die Ruhe, die müßige Tage ihm abzwingen, erschöpft ihn noch mehr, anstatt daß sie ihm Erholung verschaffen sollte, weil Hunger und Verzweiflung sie stören. Daher kommt der eingewurzelte angstvolle Zustand, der ihn schändet; die äusserste Selbsterniedrigung, die alle Seelenkräfte auslöscht, und ihn gleich seinen mitarbeitenden Thieren zur Erde beugt.

Der Reiche hingegen kann als Besitzer des Bodens, und des Nahrungsmittels, von dem allein die Menschen leben wollen, sich dessen wohl bedienen. Er speculirt darauf, und nützt die erkünstelte Noth, die man erdichtet, um den Preis zu steigern.

Erst in unsern Tagen ist die Errichtung der Monopolien zu einer Kunst, und das Geheimniß Hungernoth für immer zu unterhalten entdeckt worden. Jedoch hat das Getreid jederzeit, mit Beyhülf des Kornwurms, der es verzehrt, geschickte Kaufleuthe erweckt, die durch selbst gemachte Abänderung des Preises ihr Glück zu machen gewußt haben. Daher kommt (ich muß es wiederholen) die erniedrigende Abhänglichkeit

der

der Geringern, und die unmenschliche Härte der Grössern.

Diese kannten, da sie einmal gewohnt waren, den Hunger andrer für eine Quelle ihres Reichthums anzusehen, keine Gränzen der Niederträchtigkeit keinen hängenswürdigen Gewinnst mehr. Dieses führte nach und nach zu diesem Mißbrauch der Naturproducten, unter dem falschen Namen der Aufnahm der Künsten: daher auch die Weichlichkeit, welche Particularen und ganze Reiche entnervte. Daher der Ueberfluß aller Arten Hülfsmitteln, den sogenannten Luxus einzuführen. Daher kam endlich das fressende Geschwür, dieser allgemeine Feind, diese eben so schreckliche als schädliche Plage der Staaten, gegen welche ben den alten die Dienstbarkeit das Gegengift war, und das in unsern Tagen alle Reiche Europens, wo man sich mit dem eiteln Wahn einer idealen Freyheit schmeichelt, zu Boden wirft, ich meine die schändliche, schreckliche, zerstörende Bettelsucht. Sie ist, so wie die Monopolien, der Frohndienst, das Kriegswesen, der allgemeine Despotismus, nirgend, als in Getreidländern bekannt. Die

Nie-

Niederlande, wo der Feldbau auf einen so einträglichen Grad der Vollkommenheit gestiegen, sind voll Bettler. Es ist wahr, sie verloren sich, da man sie einsperrte oder unterstützte; zeigt aber nicht der Gebrauch des Hülfsmittel die Gegenwart des Uebels? Die fruchtbarsten Provinzen Engellands sind vollkommen damit vollgepfropft. In Schott- und Irrland hingegen findet man keine. In Frankreich betrachte man die öden Oerter von Bayonne, Picardie, und Auvergne, oder die weiten und prächtigen Brachfelder der Bausse, was für eine Menge dieser traurigen Schlachtopfer eines übel vertheilten Ueberflusses!

Man bemerke ferner, daß sint einiger Zeit da man von nichts als von neuen Aufbrüchen des Bodens spricht, die würklich häufig vorgenommen werden, das Geschrey des äussersten Elends sich verdopple, und die äussersten Kräfte des Mitleids angestrengt werden. Man fangt an darüber nachzudenken, erkundigt sich, errichtet aller Orten Arbeitshäuser und Spitthäler, macht mehrere Verordnungen, Gesetze und Stiftungen; noch nie hat man sich so viele Mühe gegeben, sich von diesen Legionen Ausgehun-

gehungerter, die sich nicht in der Stille selbst zu helfen, oder das nöthigste an sich zu bringen wissen, zu befreyen.

Allein, was verursacht diese Vermehrung von Hilfsmitteln, als die Vervollkommnung des Feldbaues, und der zustarke Ueberfluß an Früchten? Jeder Sak Getreid den man mehr erhält, zieht einen Armen mehr nach sich. So lang der über seinen neuen Reichthum erstaunte Besitzer an nichts, als die Vergrösserung seines Vorraths denkt, so lange sind die mitleidigen Seelen, oder die Obrigkeiten, die sich über dieses Uebermaaß von Elend entsetzen, gezwungen, nach diesem Maaßstabe Spittähler zu errichten.

Ziehet die Historie und Geographie zu Rath, durchgehet in euerm Cabinet die ganze Welt, entweder auf andrer Aussagen hin, oder bauet auf eure eigne Erfahrung, die ihr durch mühsame Arbeiten geschöpft, ihr werdet aller Orten die traurige und entsetzliche Wahrheit durch heisse Thränen der Armen eingegraben finden, daß man nirgend mehr Leuthe antreffe, die ihr Brod auf eine schändliche Weise suchen müssen, als auf

den Aeckern, die dasselbe im Ueberfluß hervorbringen.

Ein Theil der Pyrenäischen Gebirgen zwischen Bayonne und Pau ist vielleicht das einige Land, wo diese Wahrheit so fühlbar herrscht. Dort, ganz in dem Schoos der Gebirgen ist eine kleine Strecke Landes verborgen, die glücklich genug ist, unsre Sitten gar nicht zu kennen, und weise genug nicht den geringsten Wahn zu fühlen, selbige kennen zu lernen. Ein Getreidähre wäre ihnen ein Wunder der Natur, und unsre grosse Mühlen schienen ihnen entsetzliche Kunststücke der Mechanick. Seine Bewohner leben von gekochtem türkischem Weitzen mit Speck und Gänsefett. Die Thiere, die ihnen dieses ziemlich einfache Gericht liefern, werden von dem gleichen Mittel genährt, das sie ihnen würzen.

Das Elend und sein beschwerlicher Gefährte verfolgen euch bis an die Gränzen dieses kleinen Staats, und verlassen euch erst da wo ihr kein Brod mehr findet. Ruhe, Freyheit und Ueberfluß lachen euch entgegen. Jedes Haus enthält einen Patriarchen, und jeder Garten zeigt euch ei-

einen Glücklichen. Verlasset diese, kaum zehen Stunden von ihnen entfernt, zeigt sich wieder das mörderische Brod, und die Betteley mit allen ihren schrecklichen Folgen.

Ich lade die, weil sie ihre Gesundheit in den Städten verdorben haben, die Gesundbrünnen Bagneres und Cotterets besuchen, und sich in diesen glücklichen Einöden erquicken wollen, ein, ihre Spatziergänge ein wenig zu verlängern, um dieses wunderbare Schauspiel zu sehen. Ich wette darauf, daß sie in Basques kein einiges Brod, aber auch keinen einigen Bettler finden, und daß der Ort, wo sie den ersten Bettler antreffen, gewiß der erste Beckerladen ist.

Nach dem bisher gesagten ist es leicht, den Werth der chymischen Arbeiten zu schätzen, welchen man die Erdapfel mit so viel Wortgepräng unterwerfen will. Es ist augenscheinlich, daß wenn sie einmal allgemein werden sollten, sie ein Majestäts-Verbrechen gegen die Menschheit seyn würden.

Die Erdapfel waren, in ihrer ersten Gestalt, eine Unterstützung, die die Natur dem Dürftigen auf-

aufbewahrt hat, und diese abscheuliche Veränderung will ihn derselben berauben. Man grube sie aus der Erde, und sie bedurften nicht als ein wenig Wasser, aufs höchste Salz und Butter, und sie waren eine gesunde, nährhafte und leichte Speise. Auch ohne Wasser durfte man sie nur einen Augenblick auf Kohlen legen, so waren sie wieder angenehm für den Geschmack und etwas wesentliches für den Magen. Der Arbeiter fand sie in dieser Gestalt ohne Erröthen angenehm, weil er nicht vermuthete, daß sie eine andere erhalten könnten. Die Leichtigkeit, sie überall zu bekommen, aufzubehalten, die Gewohnheit sie für ein unbedeutendes Nahrungsmitttel anzusehen, das ehnder für die Thiere als für die Menschen bestimmt seye, hinderte den Reichen daran zu denken, sich dasselbige ganz zuzueignen.

Wenn euere unglückliche Handarbeit beliebt werden sollte, so werdet ihr indem ihr suchtet die Pataten zu veredlen, selbige höchst kostbar und unnütz, oder gar schädlich machen. Sie werden dadurch, daß ihr sie gleich dem Getreid verwandelt, auch die gleichen förchterlichen Eigenschaften

ten erhalten. Der Bauer wird sich von dem Augenblick an erniedrigt dünken, wann er sie nicht mehr anders als gemahlen, angeteigt und im Ofen gebacken geniessen kann. Diese Verarbeitung wird eine Auflage werden, die er dem Reichthum zu bezahlen hat: eine Auflage die nach und nach die Frucht und den der sie geniesst in Sclaverey versetzen wird. Es werden nach und nach Fruchtböden, Magazine, Monopolien und Hungersnoth von Erdapfeln entstehn, wie dermalen von Getreid und Brod. Der Dienst, den euere Kunst den Menschen in unsern Gegenden hätte leisten sollen, wird ihnen nur eine neue Fessel schmieden, und zwar mit demjenigen Producte, daß die Natur bestimmt hatte, in ihnen das Gefühl der Unabhängigkeit von neuem rege zu machen.

Schreiben
an Herrn Hirzel,
vom
Getreid und Brod.

Ich muß gestehen, daß ich Herrn Linguets Schriften mit vielem Vergnügen, grosser Begierde und wirklicher Ueberzeugung aus denselben lernen zu können, gelesen habe; indessen wurde auch hier die Warnung bestätet, daß man niemalen auch dem verdientesten Zutrauen genaue Untersuchung aufopfern sollte, denn es war mir nach der Prüfung seiner Abhandlung vom Getreid und Brod a) unmöglich, seinen Gedanken über diese dem Menschen so wichtige Gegenstände beyzustimmen — im Gegentheil finde ich die Ausbreitung derselben gefährlich. Und da allgemein bekannt ist, wie leicht neue Meinungen von was Art sie immer seyen, wenn sie mit Beredsamkeit von einem bekannten Gelehrten vorgetragen werden,

a) Annales politiques, civiles & litteraires. Tome 5 pag. 429.

den, Eingang finden, nahm ich mir vor, meine Anmerkungen über diese verführerische Schrift bekannt zu machen. Ich überlasse sie Ihrem Urtheil, mein Herr! als einem Mann, dessen Urtheil in diesem Fach entscheidend seyn muß, da ihr Amt sowohl als Ihr Geschmack der Beförderung des Wohlstands Ihres Vaterlands und der Erhaltung ihrer Mitbürger gewiedmet sind. Ihre Kenntnisse in allen Theilen der Landwirthschaft, des Feldbaues und der Arzneykunst, setzen Sie in den Stand, die Einwürfe gegen den Gebrauch des Brods, und meine Bemerkungen zu beurtheilen, und geben Ihrem Ausspruch das völlige Gewicht.

Herr Linguet glaubt den Getreidbau schädlich und das Brod eine ungesunde Nahrung. Die Prüfung dieses letzten Satzes gehört eigentlich dem Arzt; ich werde aber doch die Freyheit nehmen, auch den ersten zu untersuchen, weil die Vertheidigung des Brods überflüßig wäre, wenn der Schaden des Getreidbaues erwiesen ist.

Es ist in einigen Ländern eine ausgemachte Wahrheit, daß eine Juchart Getreid-Landes we-

niger einträgt, als eine Juchart Weinberg, oder eine Juchart gute Wiesen b) und daß demnach eine Gemeinde, die tausend Jucharten gemeines Gut hat, bey der Erndte weniger gewinnt, als eine andre, die eben so viel Jucharten Weinberge oder Wiesen besitzt; hievon ist aber nicht das Getreid, sondern der Boden Schuld; man säet ihn mit Getreid an, weil er zum Wein- oder Wiesebau zu schlecht wäre, und wenn dem zufolge die Erndte in der Juchart Äcker weniger beträgt, als

(b) Eine gewohnte Juchart unsers Landes, die man Pose nennt, hält vierzig tausend Quadrat-Schuhe, die Pariser-Juchart hundert Ruthen, die Ruthe von 18. Schuhen, macht zwey und dreyßig tausend, vierhundert; da aber der Berner-Schuh kleiner ist als der Pariser, und sich verhält wie tausend dreyhundert zu tausend vierhundert und vierzig, so hält die Pariser-Juchart sechs und dreyßig tausend siebenhundert fünf und dreyßig Berner-Schuh; und also ist der Unterschied zweytausend zweyhundert fünf und sechzig Schuh, man darf also wohl, ohne einen beträchtlichen Fehler, eins fürs andre nehmen.

als die Juchart Wiese, so muß man es dem zuschreiben, daß jene schlechtern Boden habe, als diese. Ich bin überzeugt, daß wenn man einen sehr guten Boden, auch ohne ihn zu düngen, mit Getreid ansäen wurde, er mehr Nutzen brächte, als wenn man ihn zu Wiesen gebaut hätte. Es ist nicht möglich, eine ähnliche Vergleichung mit den Weinbergen zu machen, weil diese eine besondere Lage erfodern. Das Getreid gedeihet leichter, als das Heu; obgleich es einerley Arten Pflanzen sind, wächst jenes doch in Gegenden, wo dieses entweder gar nicht, oder schlecht und in so geringer Menge kommen würde, daß es von dem Unkraut verdrängt, oder durch die Sonnenhitze verbrannt wurde; man mußte deßwegen an Orten, wo aller Boden schlecht war, das bessere den Wiesen, und nur das mittelmäßige und schlechte dem Getreidbau wiedmen; unstreitig hat man da keine schöne Erndte, aber doch immer etwas zu erwarten. Wann es Länder giebt, die fast ganz mit Getreid angesäet und dabey arm sind, muß man es nicht dem Getreid zuschreiben, sondern weil sie wegen schlechter Beschaffenheit des

Bodens nichts als Getreid pflanzen können; dann ihr Boden ist so schlecht, daß er nur sehr wenig Futter liefert, das kaum hinreicht, das zum Anbauen höchstnöthige Vieh, und zwar noch sehr elend, oder gar zu dessen grösten Schaden zu ernähren; sie haben wenig Dünger, die Erndten sind klein, weil man nur vom guten oder wohl gedüngten Land reichen Ertrag hoffen darf. Der schlechte Boden ist also die Ursache des Mangels dieser Länder, und nicht das Getreid; daher kommt es auch, daß die Wiesen köstlicher sind als die Aecker. In diesem Land verhält es sich hierin beynahe allgemein, wie zehen zu eins — denn es giebt wirklich Wiesen, deren Juchart man gerne mit dreyßig Jucharten, und Rebberge, deren Juchart man mit hundert Jucharten Ackerfeld erkaufen würde. Die Länder, deren Boden nichts als Getreid hervorbringt, sind arm, wo es hingegen zugleich viel Futter und schöne Getreid-Erndten liefert, findet man glückliche und zufriedene Bewohner, wenn sie nicht durch allzustarke Auflagen geplagt werden. Man könnte in diesem Land viele solche Beyspiele zeigen, die Herr

Lin-

Linguet gewiß aus Mangel an Muße nicht beobachtet hat, und das wäre gewiß überall der Fall. Flandern, Braband, einige Theile von Deutschland, Polen, Mayland und Engelland, die eine grosse Menge Getreids liefern, sind reich wegen Ueberfluß des Nothwendigsten, und weil der Ueberfluß von Getreid ihnen viel Geld zubringt. Wenn es da Arme hat, so ist doch gewiß der Getreidwachs nicht Schuld daran, sondern dessen ungleiche Vertheilung; wenn man Früchte, welcher Art es immer seyen, für andere einsammelt, beweiset es Dürftigkeit. Es giebt ganze Ländereyen, Bezirke von vielen Meilen, die ganz mit Getreid angesäet sind, welche vornehme Herren oder Stiftungen zugehören; daselbst ist der Baur, der die Frucht abgeben muß, sehr oft mitten im grossen Ueberfluß, doch arm, aber hievon ist der Getreidbau nicht die Ursach, sondern weil selbiges ihme nicht zugehört. Wenn es Länder giebt, deren Einwohner bey den ergiebigsten Erndten, deren Ertrag ihnen zukömmt, dennoch arm sind, muß man eine andere Ursache dieser Armuth suchen, der Ueberfluß kann es nicht seyn: bisweilen

hintert ihre Lage den leichten Verkauf ihres Voraths, da sollte man denn aber weniger ansäen. Ich glaube wirklich, man wiedme aller Orten nur zu viel Land dem Getreidbau; würde man diese Pflanzung einschranken, so würde das übrige besser gepflanzt, und man würde mit geringeren Unkosten mehr einerndten; doch hievon werde ich im Verfolg weitläufiger reden. Dieses alles aber beweiset noch nichts, gegen das Getreid selbst, dessen Ertrag gewiß beträchtlich ist, wenn es gehörig gewartet wird.

Es wird mit der Getreid-Erndte die gleiche Beschaffenheit haben, wie mit andern Einsammlungen; wenn man überhaupt mehr als doppelt zuviel säet, nur in mittelmäßigen Boden säet, solchen schlecht wartet, nicht gehörig dünget, kann der Anbau nicht gelingen, weil er nicht gehörig veranstaltet ist.

Die Erfahrung des Herrn Tull, Duhamel, Mourgues, und mehrerer Kenner des Feldbaues, können Ihnen, mein Herr! nicht unbekannt seyn, die den Nutzen einer geringern Ansaat so unstreitig bewiesen haben. Auch werden Sie sich

wohl

wohl erinnern, daß diese Lehre, so wie die von dem Gebrauch der Säemaschinen nicht neu, sondern schon vor hundert Jahren bekannt, und durch Proben gut geheissen worden. Man findet in den Philosophic. Transact. vom Jahr 1670. N. 60. eine sehr weitläufige Abhandlung von Herrn Evelyn, in welcher er, nach des Herrn Chevalier Lucatello Abhandlung, die Beschreibung und den Nutzen einer in Spanien unter dem Namen Sembrador gebrauchten Säemaschine bekannt macht, dessen Erfinder zuerst im Jahr 1663. zu Wien in Gegenwart des Kaisers die nützlichsten Proben angestellt, hernach nach Spanien gebracht, und da auf Befehl der Regierung neue und vollkommen glückliche Versuche gemacht hat. Man säete den dritten Theil weniger, und erndete doch mehr als vorher. Die Einrichtung des Pflugs, zu welchem die Säemaschine gehört, und die Art damit zu ackern, sind sehr genau und bestimmt beschrieben, und vermuthlich ist das der Canal, aus welchem Herr Tull seine Entdeckungen geschöpft hat. Das gleiche Werk giebt uns Nachricht von einer Commißion, welcher die kö-

nigliche Gesellschaft vom Jahr 1665. an die Besorgung alles dessen, was die Geschichte und die Aufnahm des Feldbaues in den drey Königreichen betrift, anvertrauet hat.

Diese Commißion legte viele wichtige und wohlbearbeitete Fragen vor, die alle Theile des Feldbaues, die Kenntnisse des damaligen Zustands derselben, und Beobachtungen der berühmtesten Landwirthe, die besonders hierzu aufgefodert wurden, enthielten, um dadurch zur bestmöglichen Verbesserung und Vervollkommung dieses höchstwichtigen Gegenstands zu gelangen: Diese Fragen enthielten beynahe alle, die bisher hierüber aufgeworfen wurden; woraus erhellet, daß diese Commißion sich in der Stille mit den gleichen Gegenständen beschäftiget habe, die sint 25. Jahren ganz Europa mit sehr viel Eifer und Gepräng bearbeitet hat —. Indessen soll ich wieder zu meinem Hauptgegenstande zurück kehren.

Wenn wir z. Ex. das gewohnte Verhältniß des Getreides wie 6 ½. zu 1. annemmen, wenn man nach der allgemeinen Gewohnheit ansäet, so muß sich der Ertrag auf 13. zu 1. vermehren,

ren, wenn man die Hälfte weniger ansäet, und das ist meines Erachtens ein beträchtlicher Nutzen.

Nach meiner Einsicht bestimmt Herr Einguet dem Getreidbau zu viele Zeit. Eine Juchart Getreid-Feld erfodert nicht mehr als jährlich vier Tage zum Anbauen und Säen, zwey zur Erndte, und so viel zum Düngen; rechnen wir sechse zum Dreschen, zwey zum Mahlen, so werden sechszehen Tage zu allen nöthigen Arbeiten erfodert. Nemmen wir eine Haushaltung von sechs Personen, drey Männern und drey Weibern an, diesen geben drey Juchart überflüßig Getreid, und erfodern 48. Tage zum Anbauen, und sogar von dieser Zeit wird die Arbeit der Weiber nur drey Tage der Erndte, und zwey Tage zur Sonderung der Getreids, so diese nöthig wäre, erfodert, dann zum Säen und Düngen werden sie nicht gebraucht, so wie hingegen die Männer mit dem Mahlen und Kochen nichts zu thun haben: auch zu den übrigen Arbeiten werden nicht alle drey Männer nöthig seyn. Die ganze übrige Zeit bleibt ihnen also zu andern Geschäften frey.

Ein

Ein grösserer Bezirk Landes erfodert ganz natürlich auch mehrere Zeit zum Anbauen, allein diese Vermehrung der Zeit steht mit der vermehrten Grösse des Bezirks in keinem Verhältniß: Und diese Zeit wird nicht zum Erwerb der nothwendigen Nahrungsmitteln erfodert, sondern sie wird dem Handel gewiedmet, der sich leicht so weit ausdehnet, daß man kaum Zeit genug dazu finden wird. Die Wiesen, so gewässert werden können, welche allein verdienen reich zu heissen, erfodern tägliche Sorgfalt und Arbeit, zum wenigsten sechs Monate im Jahr,. ohne die Zeit, so das Einsammeln fodert, dem Weinbau muß man noch vielmehr Zeit aufopfern. Man nimmt an, ein Weinbauer könne eine gewisse Anzahl Jucharten Weinberge besorgen; allein in der gleichen Zeit kann ein Bauer einen acht- bis zehnmahl grössern Bezirk Aecker anbauen. Ich weiß wohl, daß diese Arbeit Vieh erfodert, jene aber nicht, allein das Vieh ist nicht nur kein Schaden, sondern ein beträchtlicher Vortheil, wann es gehörig besorgt wird, es kann also nicht als eine Ausgabe angesehen werden. Das Getreid ist vie-

len,

len, aber der Weinbau noch viel mehrern Zufällen ausgesetzt, die diesen oft des Ertrags für etliche Jahre berauben; da hingegen die widrigen Zufälle, denen die Aecker ausgesetzt sind, denselben nur für das laufende Jahr schaden können. Der Weinbau verliert auch dabey viel, daß er mit Menschenhänden muß bearbeitet werden und mehr Aufwand als der Feldbau erheischt.

Auch das Heu ist vielen und sehr traurigen Zufällen ausgesetzt, das Einsammeln desselben hat viele Schwierigkeiten, und wenn es nicht vollkommen gut eingesammelt worden, ist es dem Vieh schädlich. Zudem beweiset die beträchtliche Abänderung des Preises des Heues die Unsicherheit dieser Pflanzung hinlänglich.

Die Gährung und Entzündung des Grummets verursachen Zufälle, denen das Getreid niemahlen ausgesetzt ist. Der Wein ist wenigstens eben so schwer als das Getreid aufzubehalten, und da gewisse Zufälle dem Wein geschwinder schaden als dem Getreid, so ist es auch schwerer selbigen vorzubeugen. Wenn das Getreid wohl

eingesammelt ist, so finden fast gar keine Zufälle Statt, ausgenommen bey gar grossem Vorrath, allein es sind gegen diese genug sichere Mittel bekannt. Man darf behaupten, daß die, so es einsammeln, selbst Schuld sind, wenn ihm etwas widriges begegnet. Die Natur hat für dessen lange Dauer gesorgt. Viele ganz sichere Beobachtungen beweisen, daß das gute eßbare Getreid das dauerhafteste seye. Die Bemühungen, welche das Mahlen erheischet, hat das Getreid mit den andern Früchten gemein, auch haben diese die gleichen Gefahren zu beförchten: Ihr Ertrag ist nicht sicherer, und überdas giebt das Getreid-Stroh weit wichtigern und mehrern Vortheil, als alle diese Pflanzen. Der türkische Weitzen (1) und der Hirs (2) saugen den Boden stark aus. In denjenigen Ländern so gar, wo der türkische Weitzen am besten wächst, bestimmen die Eigenthümer ihren Pachtern nur einen gewissen Theil der Felder zum Anbau dieser Pflanze. In Piemont, wo sie am meisten gepflanzt wird, steigt das

(1) Zea Mays. Linn. Le Mays. Frz.

(2) Panicum miliaceum. Linn. Les Millets. Frz.

das Verhältniß nicht über vier achtzehntel. Es ist allgemein bekannt, daß der Reis (3) nur unter Wasser wächst; und zwar muß der Boden, von sechs Monaten, so lange nemlich diese Pflanze dem Boden anvertraut bleibt, vier Monat lang unter Wasser stehen. Daher kommt es auch, daß die Länder, in denen Reis gepflanzet wird, sehr ungesund sind. In der Grafschaft Verceil z. E. sind vierzigjährige Männer schon abgelebte Greise. Beweiset dieses nicht genugsam, wie ungesund der Reisbau seye, (c) und daß man, anstatt ihn in einem Land einzuführen, besorgt seyn sollte, zu verhüten, daß er sich nicht selbst einschleiche, Gesetzt auch, diese Pflanzung wäre sehr eintraglich, so deucht es mir doch, die erste

Pflicht

(3) Oryza Sativa. Linn. Le Ris. Frz.

(c) Der Anbau des Bergreises wäre ohne Zweifel vortheilhafter; allein über das, daß es sehr ungewiß ist, ob er in Europa gelinge, ist er sehr schwer zu bekommen, da Herr Poivre, der ihn zuerst bekannt gemacht hat, ungeachtet aller Mühe und Eifers nicht im Stande war, selbigen an sich zu bringen.

Pflicht für die Gesundheit des Menschen zu sorgen, ehe man sich bekümmere, sie zu bereichern. Der grosse Rath zu Roussillon hat ihn vor vierzig Jahren verbotten, weil man glaubte, daß die Ausdünstungen an den Orten, wo er gepflanzet worden, Krankheiten und Sterben verursacht habe (d). Zu dem erfodert der Reis neben der Feuchtigkeit einen grossen Grad von Hitze, er kommt unter dem sechs oder sieben und vierzigsten Grad der Breite nicht fort, und vielleicht nicht einmal bey diesen Graden. Herr Rye, dieser genaue Beobachter, hat bewiesen, daß er die Ausdünstung vermindere; dienet er demnach in einem Land, wo diese häufig ist, so schadet er hingegen in Ländern, wo sie sonst gering ist. Aus dem bisher gesagten, zu dessen Vortheil noch sehr vieles zu sagen wäre, erhellet, daß der Getreidbau für sich im Geringsten nicht erschöpfend, sonder im Gegentheil, in Beziehung auf die

(d) Die Bergleuthe, die im Herbst ab den Bergen ins Thal kommen, den Reis einzusammeln, bekommen fast alle das Fieber.

die Gleichheit des Bodens, eben so vortheilhaft seye, als jeder andre, und daß diese Frucht an Orten und in Feldern, die für die Pflanzung anderer Gewächse ganz unnütz wären, wenigstens mittelmäßig gelinge. Man darf noch beyfügen, daß das Getreid sich an alle Himmelsstriche gewöhne, und daß Länder (wann es solche giebt), die, ungeachtet sie ganz mit Getreid bepflanzt, dennoch arm sind, den Grund davon entweder sich selbst, oder fremden Umständen, und nicht dieser nützlichen Frucht zuschreiben müssen. Die Vergleichung einiger Provinzen, die bey dem Getreidbau schlecht bevölkert, und andrer, die bey Wein und Heubau stärker bevölkert sind, beweiset nichts mehr, als daß diese fruchtbarern Boden besitzen, als jene. Und unstreitig kann ein fruchtbares Land mehr Einwohner ernähren, als ein unfruchtbares.

Herr Linguet ist gewiß am besten im Stand, die Ursachen der Unterdrückung des Römischen Reichs durch die nördlichen Völker zu erklären. Allein ich halte es geradezu für Scherz, wenn er behauptet, daß nur der Mangel des

Getreids sie hiezu tüchtig gemacht habe. Ich muß über diese Stelle drey Beobachtungen anführen.

Erstens glaube ich, die Armeen des Gustav Adolph, Carls des XIIten, und des Königs von Preussen, die alle mit Brod genährt werden, wären den Italienern, die weniger Brod essen, als man zu Scipios Zeiten gegessen, heut zu Tage eben so furchtbar, als ihre Voreltern vor vierzehnhundert Jahren, es für die letzten Römer gewesen — und, sollte Herrn Linguet, da er so von Eroberungen spricht, wohl unbekannt seyn, daß die Griechen, die ganz vom Brod lebten, und die in Spiele und Brod verliebte Römer, alle damals bekannte Völker bezwangen, von denen die meisten nicht so viel Brod assen, als sie? Die Römer bekamen eine grössere Portion Brod als unsre heutig Soldaten, und sie waren doch eben so stark und dapfer. Man gab jedem Römischen Soldaten monatlich vier und sechszig Pfund Weitzen (4), das er weder

(4) Triticum Hibernum. Linn. Le Froment. Frz.

der verkaufen noch austauschen dorfte; er bekame nur selten Käs, Speck, oder Hülsenfrüchte. Der Weitzen war also seine ganze Nahrung, und seine Portion mehr als gedoppelte Portion der heutigen Soldaten. Er genosse ihn als Brod, Zwieback, Brey, und wurde nie von faulenden Krankheiten geplagt, die oft unter unsern Armeen so sehr wüten. Das Getreid brachte ihm also weder an der Stärke, die sich auch nur durch das, was er tragen mußte, auszeichnete, noch an seiner Dapferkeit, noch an seiner Gesundheit, den geringsten Schaden. Vielleicht wäre es das sicherste Mittel, den graßierenden Krankheiten unter den Armeen, wo es so schwer ist, den Soldaten gute Fleischspeisen zu verschaffen, vorzubiegen, wenn man sie an die Lebensordnung der alten Römischen Soldaten gewöhnte.

Fürs zweyte ist es noch nicht gewiß, ob diese Gegenden damals stärker bevölkert gewesen, als sie es dermalen sind; es ist vielmehr wahrscheinlicher daß die damalige Bevölkerung geringer gewesen seye. Mit einem Wort, diese nördlichen Völker hatten nie Mangel an Weitzen, es war vielmehr

das erste ihrer Nahrungsmittel, und die Basis ihres Getränks. Tacitus hat, andrer Schriftsteller zugeschweigen, sehr bestimmt hierüber geschrieben. (e)

Herr Linguet hat ferner angemerkt, daß von 900 Millionen Menschen kaum 50 Millionen vom Getreid leben. Allein dieses ist ganz gewiß ein Uebersehen oder ein Druckfehler, denn obgleich es einige kleine Winkel in Europa giebt, wo der Reis, das Türkische Korn, Heidekorn, (5) Kasta-

(e) Potui humor ex hordeo aut frumento. De morib. German. Cap. 23. Frumenti modum Dominus injungit; Cap. 25. Agti per vices occupantur, 26. Non contendunt ut pomaria conserant & prata separent, & hortos rigent, sola terræ seges imperatur. Das Getreid war also der einige Gegenstand ihres Feldbaues, und es scheint, daß Mehl-Brey, wilde Apfel, (Holzapfel) frisches Gewild und geronnene Milch ihre vornehmsten Lebensmittel gewesen seyen.

(5) Polygonum fagopyrum. Linn. Bléd noir. Sarrazin. Frz. Buchweitzen.

Kastanien (6) (f) die meiste Nahrung ausmachen; so können wir doch behaupten, daß keine auch von den kleinsten Provinzen, Lappland ausnommen, seye, in denen nicht das Getreid die Hauptspeise ausmache. Und gewiß enthält Europa nicht nur mehr als fünfzig, aber mehr als hundert und zwanzig Millionen Menschen, und zu dem lebt man nicht nur in Europa allein vom Getreid. Herr Linguet wirft dieser kostbaren Frucht vor, daß sie nur zwischen dem 25sten und 60sten Grad zeitig werde. Und eben in dieser Breite ist die stärkeste Bevölkerung, wo die Menschen am besten fortkommen. Die Anzahl der Bewohner der heissen und der kalten Zonen ist nichts in Vergleichung der Menge Menschen in den gemäßigten

(6) Fagus castanea, Linn. Chateigner. Frz. Kastanien-Baum.

(f Die Anzahl der Oerter, die von Kastanien leben, vermindert sich täglich, die französischen Landwirthe klagen so gar sehr über die Verminderung dieser Bäume in den Provinzen, wo man an derselben Statt Maulbeerbäume pflanzet.

Himmelsstrichen. Aus dieser Uebereinstimmung der Menschen und des Getreids unter den gemässigten Himmelsstrichen, läßt sich mit Grund schliessen, daß eines für das andere bestimmt seye. Und da es überdas unter den heissen Zonen Oerter giebt, wo Getreid gepflanzet wird, so läßt es sich leicht annehmen, daß es noch an vielen andern gedeyhe. Ich wünschte, daß uns Herr Linguet eine eßbare Frucht zeige, die sich unter so viele verschiedene Himmelsstriche bequeme, und einer so grossen Anzahl Völkern bekannt seye! Man findet sie in ganz Europa, in Egypten und der ganzen Barbarey, in dem Theil von Afrika, der am stärksten bevölkert ist; in Mexico in den guten Provinzen von Peru und den Nordamerikanischen Provinzen. In den Englischen Kolonien ist es das erste Nahrungsmittel; Amerika ist sogar sint einigen Jahren im Stand gewesen, Mehl in Europa zu schicken. Das Getreid ernährt die meisten Provinzen von Persien, vom Mogolschen Reich, und von Indostan. Es findet sich in ganz China, wo drey Provinzen gar kein Reis pflanzen. Sie sehen also, daß es bey allen Völ-

kern, die den Feldbau kennen und arbeitsam sind, gepflanzet wird.

Es kann zu keinem Beweis gegen das Getreid dienen, daß wilde und herumschweifende Völker es nicht kennen, und auch von diesen haben es einige, nach dem Zeugniß des Tacitus gepflanzt; oder daß man es in Ländern nicht findet, deren Boden nur die Pflanzung einiger ihnen eignen Pflanzen erlaubt, unter welchen diejenigen sehr zu bedauren sind, deren Boden nur die Pflanzung des Manihot (7) begünstigt, wo deßnahen die Einwohner gezwungen sind, Mittel zu suchen, dieser Pflanze das Gift zn benemmen, um sich selbige zur Nahrung tüchtig zu machen; und ungeachtet dieser Kunst vergeht kein Jahr, daß nicht viele dadurch vergiftet werden. Das Getreid ist demnach dasjenige Nahrungsmittel, das sich unter den civilisirten Völkern am meisten ausgebreitet hat; und deßwegen darf man sicher behaupten, daß dessen Anbau die nützlichste Pflanzung seye. Indessen würde man, ich muß es gestehen, sich übel betriegen, wenn man es, im

(7) Jatropha Manihot, Linn. Manyoc, Manioc. Frz.

Fall Herrn Linguets Meynung, daß es eine so ungesunde Nahrung seye, begründet wäre, dennoch anbauen würde.

Ich bin nicht so sehr für das Brod eingenommen, daß ich nicht gerne zugeben könnte, daß sowohl der Misbrauch, als auch die schlechte Beschaffenheit desselben schädlich seyn müsse; auch daß einige bösartige Krankheiten einen nur sehr mäßigen Gebrauch auch des besten Brods erfodern. Wo ist aber auch ein Nahrungsmittel, von dem man nicht das gleiche behaupten könnte? Und überdas behaupte ich, daß wohl zubereitetes Getreidbrod unter allen Nahrungsmitteln das gesündeste seye. Die Erhaltung, Gesundheit und der Wohlstand der Menschheit, sind mir sehr wichtig, und ich bin weit entfernt, dasselbe in Beziehung auf diese drey Gegenstände ohne Nachdenken unbesonnen anzurathen. Sie werden in dem sechsten Band meines Werks über die Nervenkrankheiten finden, was ich gegen den Gebrauch der Kornmutter (8) geschrieben habe. Diese Frucht ist

(8) Clavus, Germen fœcundatum destructum monstro.

ist ganz gewiß giftig, obgleich einige gelehrte Aerzte, vermuthlich auf unvollständige Beobachtungen hin, selbige für eine gesunde Nahrung halten, die man ohne Gefahr geniessen könne. Ich muß dieses zur allgemeinen Warnung hier beyfügen, daß man sich nicht durch die Meinungen eines aufgeklärten und beredten Philosophen, der von einzelnen besondern schädlichen Zufällen eine allgemeine Gefahr beförchtete, einen unnöthigen Abscheu gegen den guten Weitzen beybringen lasse. Ich glaube auch, es seye für den Menschen eben so nothwendig von gutem, als gefährlich von schlechtem Brod zu leben. Bey allem dem ist es sonderbar, das in dem gleichen Zeitpunkt zwey Männer, denen es weder an gutem Willen noch Kenntnissen fehlt, der eine die gleiche Sache als Gift abrathet, und der andere für nützlich anpreist.

Der Mensch hat unstreitig Speisen aus dem Pflanzenreich nöthig. Ich weiß wenigstens keine

 Na-

sum, Afterkorn, Mutterkorn, Kormutter, in der Schweiz Kornzapfen. Ergot, Bléd cornu. Frz.

Nation die nur von Fleisch lebe, alle geniessen entweder Brod, oder etwas ähnliches, und zwar eine mehlichte Substanz aus dem Pflanzenreich, die dem Eckel gegen eine gänzliche Fleisch-Diät, und der nothwendig daher rührenden Verdorbenheit der Säften widerstehet. Die Tannrinde mußte sogar oft diese Stelle vertretten, und ich behaupte, daß von allen Pflanzenspeisen das Getreid-Brod das beste seye. Die Einwürfe, die Herr Linguet gegen dasselbe macht, sind meines Erachtens alle sehr ungegründet. Es ist ganz gewiß, daß man von dem Weitzen, wenn man selbigen wie das Türkische Korn oder den Hirs mahlet, knettet und backt, viel bessern Zwiebach erhält, als von allen diesen Mehlarten. Die Römischen Soldaten haben ihn, wie ich im vorhergehenden angemerkt, unter dieser Gestalt genossen. Keine von diesen Früchten kann man roh essen. Der Weitzen ist unstreitig von allen noch die angenehmste und beste, dennoch wäre es gefährlich von rohem Weitzen zu leben. Herr van Swieten hat Gelegenheit gehabt, üble Folgen hievon zu bemerken, die andern Früchte alle wür-

den gewiß noch traurigere Wirkungen haben, wenn es möglich wäre, von selbigen zu leben. Die Kleye, die man ihm vorwirft, ist nichts anders als seine Schaale, die die andern ähnlichen Früchte mit ihm gemein haben, und wirklich wären die Hülsen von Weitzen noch ehnder zu gebrauchen. Der Weitzen hat, wie die übrigen ähnlichen Früchte, den Nachtheil, daß er, ausgenommen man mache Brod davon, eine zähe, und für zarte Leute schwer dauige Nahrung ist, die sogar bey den stärksten Menschen, wenn selbige sich zu wenig Bewegung geben, Verstopfungen verursachet; aber auch diesen Nachtheil hat er in geringerm Grad als alle übrige Früchte, die man an seine Stelle anrathet, auch kann man ihm selbigen vermittelst der Gährung ehender benemmen, zu welcher er vor allen aus besonders geneigt ist, und die, weit entfernt den Teig zu verderben, eben dazu dienet, demselben die Ursachen dieser Zähigkeit zu benemmen, indem sie ihn von der Luft befreyet, die seine Theile verbindet. Er wird dadurch weniger fest und zähe, leichter zu verdauen und gesunder. Kurz, diese Eigenschaft vervollkommnet das Getreide

ehn-

ehnder, als daß sie es verschlimmere. Es ist eben so unnatürlich zu behaupten, daß das Brod, welches durch die Gährung gut gemacht wird, eine schädliche Nahrung seye, als wenn man den Wein, der eine ähnliche Gährung leidet, für ein schädliches Getränk halten wollte. Ich weiß kein Nahrungsmittel, das ein schöneres Aussehen, bessern Geschmack habe, und weniger zum Eckel werde, als das Brod. Eine allzustarke Gährung macht das Brod sauer, aber auch durch diesen Fehler wird es für viele Leute eben nicht ungesund. Herr Linguet betriegt sich sehr, wenn er annimmt, „ daß von allen Speisen, die der „ Mensch verdauen kann, ohne seinen Körper „ einer plötzlichen Zerstörung blos zustellen, keine „ gefährlicher seye, und mühsamere und beschwer„ lichere Verdauung erfodere, als das Brod, es „ macht, (setzt er hinzu,) ein dickes Geblüt, „ das sehr leicht verdorben wird. Es ist einer „ der ersten Lehrsätzen der Arzneykunst, daß die „ Unverdaulichkeit vom Brod tödtlich werde „ Diese Sätze sind meines Erachtens zu leicht auf die Aussage von Leuten, die das Brod nur sehr

stück-

flüchtig untersucht haben, angenommen worden. Das Korn oder Weitzenbrod, ist gewiß von allen Mehl- und Frucht-Brodarten diejenige, von der man am meisten essen kann, die am leichtesten verdaut wird, und dem Geblüt den wenigsten Stoff zur Verdorbenheit mittheilt. Ein dickes Geblüt ist die Wirkung einer gar zu starken Arbeit und Bewegung der Gefässe, diese wird aber durch den Genuß des Brods weder zu stark angereizt, noch auch wie von andern Mehlspeisen geschiehet, geschwächt. Ein leicht abgesottenes Getränk von Brod ist in den hitzigen und Faulfiebern, auch in der Gallenkrankheit, eine sehr heilsame Nahrung und Getränk. Der Lehrsatz, den Herr **Linguet** anführt, ist ein Irrthum aus den dunkelsten Zeiten. Ich darf ganz gewiß versichern, daß noch kein Mensch an einer Unverdaulichkeit von Brod gestorben ist. Dieser Salernische Lehrsatz wird durch eine Bemerkung des **Hippocrates** sehr gründlich widerlegt, welche meldet, daß in einem Jahre, da der Weitzen fehlgeschlagen, und man sich mit andern Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreich behelfen müssen,

sich

sich viele Lähmungen, die Frucht einer schlechten Nahrung, und Erschlappung der Fasern, gezeigt haben. Wenn der Vorzug des Weitzens vor den übrigen eßbaren Gesämen, nicht schon hinreichend durch Thatsachen bewiesen wäre, so würden die schönen Proben, die die Herren **Beccari, Kerselmeyer, Köll** und **Macquer** mit dem Mehl angestellt haben, es eben so sicher thun. Der Leim, diese thierische Substanz, die erst sint 40 Jahren bekannt ist, die den vierten Theil des Weitzenmehls ausmacht, in den meisten übrigen Mehlarten sich gar nicht befindet, und dessen Bestimmung scheint, dieses Mehl zur Verdauung dienlicher, und weil dasselbe, ehe es zur Nahrung geschickt ist, weniger verlieren muß, auch nahrhafter und reitzender zu machen: Dieser Leim, sage ich, giebt dem Weitzenbrod den Rang vor den übrigen allen. Ja ich glaube, man dörfe, nach allen Beobachtungen und Vergleichungen der Bewohner von Ländern, die keinen Weitzen haben, und solchen, deren Hauptnahrungsmittel er ist, fest setzen, daß der Weitzen die Entwicklung der Verstandes-kräfte wirklich begünstige.

Man

Man findet ganz gewiß unter Leuten, die vom türkischen Korn, Erdapfeln, (9) oder sogar von Hirs leben, Männer, die groß und fett und stark genug sind; hingegen zweifle ich, ob man bey dieser Diät einen Mann fände, der im Stande wäre, die Annales Politiques des achtzehnten Jahrhunderts, oder das Plaidoyer für den Duc d'Aiguillon, und die Vertheidigung des Herrn Grafen von Morangiés u. s. f. zu verfertigen. Vielleicht hat Europa, wenn es den übrigen Welttheilen in allen Absichten den Vorzug streitig macht, dieses Glück vorzüglich dem starken Gebrauch des Weitzens zu danken, und wenn einige Nationen ihn in geringerer Menge, als andere gebrauchen, und ihm doch in allen Absichten gleich kommen, so muß man es dem zuschreiben daß die Natur ihrer Speisen und Getränke denselben entbehrlich machen, die z. E. so Bier trinken, geniessen ein aufgelöstes Brod, das ihnen auch den Vortheil des Brods giebt, es nährt sie nemlich und stellt sie gegen die von andern Nahrungsmitteln erfolgende Verdorbenheit sicher, wie-

(9) Solanum tuberosum, Linn. Pommes de terre. Frz.

wieder andere geniessen die gleiche Nahrung, in verschiedenen andern Gestalten, diese geniessen dann weniger Brod, aber eben so viel Mehl. Endlich giebt es noch solche, die wirklich zu wenig davon geniessen, und dieses ist vermuthlich die Ursache der Krankheiten, die sie zu Grund richten. Die Menschen, die viel Milch essen, haben weniger Brod vonnöthen, und desnahen ist es den Bergbewohnern entbehrlich. Das kommt aber daher, und dieses muß Herr Linguet wohl bemerken, weil die Milch und das Brod sehr viel ähnliche Bestandtheile haben. Diese Nahrung ist zum Theil vegetabilisch, zum Theil animalisch, und enthält eine dem kostbaren Leim des Weitzens ähnliche Substanz. Herr Macquer, dessen Entscheid in der Chymie ein Gesetz ist, hat wohl bemerkt, daß eine Vermischung des käsichten Theils der Milch mit den Körnern, so nichts als ein Stärk-Mehl enthalten, das beste Mittel seye, aus diesem gutes Brod zu machen. Ein mehrerer Beweis der Vortreflichkeit des Weitzens vor den übrigen Mehlarten, ist, daß er zur Zubereitung des besten Biers unentbehrlich ist, und

nichts dessen Stelle vertretten kann. Ist diese Vereinigung thierischer und vegetabilischer Theile in einer Frucht nicht der beste Beweis, daß ihre Bestimmung seye, das erste Nahrungsmittel der Menschen zu seyn, eines Wesen, dessen Einrichtung den abwechselnden Genuß thierischer Speisen mit solchen aus dem Pflanzenreich erfodert. Wann es in Brodländern abgezehrte, hagere, ausgedrocknete Leute giebt, so sind sie doch nicht darum so elend, weil sie nichts als Brod essen. Denn da ganze Legionen davon gelebt, und sich dabey wohl befunden haben, so muß es daher kommen, daß sie entweder zu wenig, oder schlechtes Brod geniessen; sie haben entweder nicht genug, oder nur schlechte Nahrung, und werden durch allzustrenge Arbeit annoch abgemattet. Wir finden auf den Pyrenäischen Gebirgen einen kleinen Bezirk, wo jedes Haus einen Patriarchen enthält, und jeder Garten einen Glücklichen mit seinem Türkischen Korn, das sonst auf keinen Gebirgen wachsen würde, versteckt. „Diese Men„schen sind darum glücklich, weil ihnen unsere „Sitten nicht bekannt sind, und sie weise genug

„ sind, selbige nicht kennen zu wollen. „ Diese Denkensart würde sie aber bey Weitzenbrey eben so glücklich machen, als beym Türkischen Korn. Die Reinigkeit der Luft beugt in diesen Ländern den Beschwerlichkeiten vor, welche diese Art der Nahrung in andern Oertern verursachen könnte. Es ist gewiß ein grosses Glück, daß man auch ohne Brod leben kann, an Orten wo keines wächst, und wo nichts wächst, das man gegen dieses Bedürfniß austauschen könnte. Es ist dann aber auch ein Glück, daß man in unfruchtbaren Gegenden, die aber durch Fleiß viel Geld an sich bringen, für dieses Geld aus fremden, oft sehr entfernten Orten eine Nahrung ziehen kann, die eine weite Lieferung erträgt, und sich viele Jahre ohne Schaden aufbehalten läßt, da hingegen die meisten andern Früchte sich nicht so lange halten, und nicht so leicht verführen lassen. Im Jahr 1713. mußte man in diesem Land das Viertel mit sechs französischen Pfund, und also den Centner mit 28 Pfund bezahlen, und jedem bestimmen, wie viel er kaufen dörfe. Vor acht Jahren war es auch nicht viel wolfeiler, und man litte

den

den gleichen Mangel. Man würde in der ganzen Schweitz Hungersnoth erfahren haben, wenn man nicht aus Piemont, Mayland und sogar aus Sicilien und der Barbarey Früchte erhalten hätte. Das Türkische Korn kann erst im Weinmonat eingesammelt werden, und ist dann noch nicht eßbar, wenn es nicht sehr wohl gedörrt ist. Auch erfodert das Dörren desselben vielmehr Sorgfalt, als das Getreid; und ungeachtet es sehr wohl eingesammelt worden, erhält es im Heumonat ohne eine in die Augen fallende Veränderung, eine Schärfe, die dasselbe unangenehm und ungesund macht. Ueberdas beweist seine Eigenschaft, die Thiere, so man damit mästet, sehr geschwind fett zu machen, daß es keine so gute Nahrung seye, als der Weitzen, der diesen, ohne sie fett zu machen, Festigkeit ohne Härte, und guten Geschmack giebt. Aus diesem erhellet, daß es die Fasern nicht stärke. Ist dieses nicht eine von den ersten Ursachen der so bekannten physischen und moralischen Schwäche der meisten amerikanischen Völker, die meistens vom Türkischen Korn lebten? — Es scheint, Herr

Linguet habe die Zubereitungen vom Heidekorn und Hirs niemalen gekostet, er würde dieselben sonst niemandem anstatt des Getreids empfohlen haben. Und wenn auch diese Pflanzen wirklich angenehme und gesunde Nahrungsmittel wären, so fände derselben Anbau doch noch wesentliche Schwierigkeiten. Der Hirs sauget den Boden so sehr aus, daß wenn man das gleiche Feld etliche mal damit ansäen würde, es für lange Zeit unfruchtbar wäre. Aus diesem Grund hat diese Pflanzung, die vor einigen Jahren so unbedachtsam empfohlen worden, ihren Credit wieder vollkommen verloren. Das Heidekorn, dessen Ertrag, wenn es wohl gelingt sehr beträchtlich ist, hat zwar nicht die gleichen Schwierigkeiten, allein es ist von allen diesen Pflanzen die zarteste, und ihr gutes Fortkommen sehr ungewiß, die geringste schlechte Witterung vernichtet die ganze Erndte; ja man darf ganz keck behaupten, daß Europäische Länder, die ihren Unterhalt gänzlich auf die Pflanzung des Heidekorns baueten, Gefahr laufen würden, sehr oft Hungersnoth zu leiden. (g) Herr

(g) Man säet in diesem Land sehr wenig Heidekorn, da man es nur zur Mästung des Federviehs ge-

Herr Linguet hat mir in seiner Abhandlung etwas neues gesagt, daß es nämlich in Schott- und Irrland keine Armen habe. Doch weiß ich schon lang, daß man eben in den reichsten Ländern, in die sich die Dürftigen aus armen Ländern flüchten, die meisten Arme finden würde, wenn die Polizey selbige nicht entfernte. Ich glaubte es nicht, und glaube es auch jez nicht, verzeihen Sie meiner Freymüthigkeit! „Daß ein „Sack Getreid, den man mehr erhält, auch „einen Armen mehr mache,„ ich behaupte vielmehr, daß dieser Sack Getreid allein hinreichen würde, einen solchen vier Monat lang zu ernähren (h) ich sahe sogar immer zehen Arme von

braucht; hingegen säet man fast nichts als Heidekorn aus Bretagne. Es wäre aber vielleicht besser, das grosse Heidekorn, das in trocknen Jahrgängen besser gelingt, anzusäen, da der Heu- Augst- und Herbstmonat, während welchen es dem Boden anvertraut ist, oft sehr trocken sind.

(h) Ein hiesiger Sack Getreid wigt 200. Pfund. Ein berühmter Arzt von Lyon hat mir folgende, mit aller Genauigkeit gemachte Erfahrungen freund-

weitem zusammen laufen, wo eine Aehre aufzulesen war. Wenn wir annehmen, was Herr Linguet behauptet, „daß man nirgend mehr Leute

---

schaftlich mitgetheilt. 301. Pfund Weitzen haben mit den Kleyen 297. Pfund Mehl gegeben, von welchem man 484. Pfund Teig, und von diesem 439. Pfund warmes Brod erhielt, dessen Gewicht sich auf 430. Pfund verminderte. Dieses Brod ware sehr gut. Ein Sack von 200. Pfund gäbe demnach 286. Pfund Brod. Wenn man nur 20. Pf. abgesönderte Kleye abrechnete, so erhielte man 266. Pf. vom schönsten Brod, von welchem täglich zwey Pfund einen Mann sehr wohl ernähren würden, der also von diesen 266. Pfunden 133. Tage, oder wenn man den Zehnten, Mahl- und Backkosten abzieht, zum wenigsten vier Monate lang zu leben hätte. Nach diesem Maaßstab glaube ich, könnte ein einzelner Mensch, der nur drey Quart Jucharten Feldes hätte, von welchen er gar wohl eine halbe Juchart mit Getreid, das übrige aber mit Gemüs, von welchem ich im Verfolg mehr reden werde, sonderheitlich mit Köhl bepflanzen würde, zum wenigsten 800.

„ Leute antreffe, die ihr Brod auf eine schänd„ liche Weise betteln müssen, als auf den Ae„ ckern, die dasselbe im Ueberfluß hervorbringen „— so müssen wir doch durch Vergleichung dieses Satzes und der geringen Portion Getreids, die zur Nahrung eines Manns erfodert wird, ohne Mühe finden, daß es unmöglich seye, daß einer darum Hungers sterben müsse, weil sein Land Ueberfluß an Nahrungsmitteln hervorbringt.

Ich hoffe, Herr Linguet sey durch das bisher gesagte von dem Ungrund der Vorurtheilen, die einige übelberichtete Ärzte ihme gegen das Brod, das gewiß das heilsamste Nahrungsmittel ist, beygebracht haben, überzeugt, und er werde nach einer wiederholten Untersuchung der beson-

 deren

Pfund Weitzen einsammeln. Von diesem behielte er 600. Pfund zu seinem Unterhalt, die übrigen 300. wenn er nicht mehr erhielte, könnte er verkaufen, und dafür bekäme er genug Salz und Fett. Das Stroh lieferte ihm genug Dünger. Könnte er wohl seinen Boden mit bessern und gesundern Nahrungsmitteln anbauen? —

deren Umständen derjenigen Länder, in welchen dasselbe wächst, selbst finden, daß diese Länder nur nach Verhältniß der Fruchtbarkeit des Bodens reich oder arm seyen, und daß der Ueberfluß eines gesunden Nahrungsmittels niemals zum Betteln verleiten könne. Herr Linguet hat alles Recht, gegen die Monopolien, (i) die schlechten Einrichtungen, die schlimmen Raisonnements über den Fruchthandel, die Fehler bey dem Feldbau und bey der Behandlung des Getreids, die Betriegereyen beym Fruchthandel u. s. f. aufgebracht zu

(i) Das Monopolium kann sehr weit führen, wenn es Niederträchtige gäbe, die sich nicht schämten, dasselbige zu treiben. Ich habe in öffentlichen Anzeigen gelesen, daß das Monopolium vom Heu es in einem Theil des Kirchenstaats so weit gebracht habe, daß man nicht mehr wüßte, wie man die Pferdte erhalten sollte. Das Monopolium der Erdapfel, des türkischen und Heidekorns wäre noch leichter, und man könnte mit Geld die meisten Bauren dahin verleiten, am Morgen das zu verkaufen, was sie zu Mittag essen sollten.

zu seyn. Aber er muß nicht die Ursache dieses Uebels dem Getreid zuschreiben, man würde sich mit demselben gewiß nicht so viel Mühe geben, und nicht so viel über den Getreidhandel speculiren, wenn es nicht einen wesentlichen Werth hätte, und zwar einen Werth, der, wenn er für den gemeinen Mann, der nur das nöthigste zu seinem Unterhalt anbaut, und seinen Aufenthalt niemals ändert, leicht durch etwas anders ersetzt werden könnte, den Regierungen unschätzbar ist, die ganze Flotten und Armeen zu besorgen haben, und Magazine für Fehljahre errichten müssen. Diese Magazine kann man aber nicht mit Früchten anfüllen, die viel Raum brauchen und oft müssen abgeändert werden. Es wäre gefährlich, seinen Unterhalt gänzlich solchen Früchten anzuvertrauen, die allen widrigen Zufällen ungleich mehr ausgesetzt sind, als der Weitzen; deren Erndte eben so leicht fehlt, von denen man aber auf dergleichen Fälle keinen Vorrath sammeln kann, man würde sich selber oft der Hungersnoth blos stellen. Sind demnach nicht diejenigen Lebensmittel die besten, deren Ueberfluß von vielen Jah-

ren sich sehr leicht und mit grossem Nutzen auf Fehljahre aufbehalten läßt? Ueberdas ist der Nutzen des wohlzubereiteten und wohl gebackenen Brods, das sich lange Zeit gut hält, leicht kann verschickt werden, allezeit zum Genuß bereit ist, und keines Kochens mehr bedarf, sehr beträchtlich und vielleicht dem Brod ganz eigen, weil die Zubereitungen aus ungegornem Teig sich bey weitem nicht so lange halten.

Ich könnte noch einige Anmerkungen über verschiedene Gegenstände dieser Abhandlung beyfügen, wenn ich den Herrn Verfasser noch länger widerlegen wollte. Ich ende also mit der Behandlung einer Materie, über die ich mit ihm gleiche Begriffe habe, nemlich über die Erdapfel. Ich bin überzeugt, auch habe ich es in meinem Werk das bald erscheinen soll, behauptet, das wenig gesundere Nahrungsmittel seyen, und daß ich keine Art von ungegorner Mehlspeise kenne, von der man mehr geniessen könne. Ich ziehe sie dem Türkischen Korn, Heidekorn, Hirs und sogar dem Reis vor. Man kann ohne Eckel beynahe so viel davon essen, als vom Brod. Sie erfodern

dern gar keine Zubereitung, man darf sie nur aus der Erde graben, sieden und essen. Von allen Früchten, die aus beyden Indien gekommen (k) sind

(k) Man hat die Erdapfel (Solanum tuberosum) welche man mit den Pataten (Convolvulus caule viridi repente) (9) nicht verwechseln muß, dem Admiral Drake zu danken, der dieselben auf seiner ersten Reise im Jahr 1578. auf den Insuln die gegen Abend der Magellanischen Meer-Enge ligen, entdeckt und in sein Vaterland gebracht hat. Beynahe ein ganzes Jahrhundert wurden sie nur in Irrland gepflanzt, noch nicht 50. Jahre pflanzt man sie in unserm Land, und erst sint 20. Jahren sind sie allgemeiner worden. In Engelland selbst haben sie sich nicht so geschwind ausgebreitet, als man hätte glauben sollen, obgleich man im Jahr 1671. in den Philosoph. Transact. N. 90. bekannt gemacht, daß dieses Produkt in Irrland bey einer das vorhergehende Jahr ausgestandenen Hungersnoth grosse Dienste geleistet habe.

(9) Convolvulus Batates, Linn. patates. Frz.

sind die Erdapfel unstreitig diejenigen, deren Entdeckung Europa vorzüglich segnen soll. Man kann den Anbau und Gebrauch derselben nicht genug empfehlen. Dennoch muß ich noch einige Bemerkungen anführen, die beweisen, daß das Getreid auch dieser Pflanze den Vorzug streitig mache. Die Erdapfel nehmen mehr Raum ein, ein gleich grosses Maaß derselben wiegt weniger und giebt auch weniger Nahrung. Sie sind deßwegen, und weil, so lange sie noch frisch und weich sind, dieselbigen keine lange Reise ertragen, zum versenden ungeschickt, dessen ungeachtet aber sollten sie an Oerter geführt werden, wo man selbige nicht hat, aber doch wohl nöthig hätte. Es ist wahr, daß sie auch den schlechtesten Boden annemmen, schon ihr Geburthsort beweiset dieses, hingegen lieben sie den guten nicht, und kommen auch in demselben nicht so gut fort. Es ist ein grosser Unterschied zwischen denen, die in bergichten Gegenden, und denen, die in fetten Ebenen wachsen. Die aus feuchten Gegenden sind schlecht, widrig, und enthalten eine Schärfe, die bey anhaltendem Gebrauch zu fürchten wäre. Zweytens

tens gedeyhen sie an drocknen Oertern und bey trocknen Jahrgängen auch sehr schlecht. Das vergangene Jahr z. Ex. hat man kaum den dritten Theil des gewöhnlichen Ertrags erhalten. Womit würde man die Lücke ausgefüllt haben, wenn man sich gänzlich auf sie verlassen, und sie völlig fehlgeschlagen hätten? Man kann keine Vorjährige haben, weil sie sich kaum ein ganzes Jahr durch gut halten. Wenn man nicht sehr viel Sorgfalt darauf verwendet, welches der Bauer nicht kann, so keimen sie auf, und werden schlecht. Privatleute, die dieselbigen gern essen, können wohl mit vieler Mühe einige wenige so lang aufbehalten, bis sie wieder frische haben können, die sie sehr frühe gepflanzet haben; der arme Bauer hingegen muß sie gewiß drey Monate lang entbehren, und das ist eine lange Zeit. Fürs dritte gefrieren sie leicht, und dann sind sie gar nichts mehr nütze, und selten hat ein Bauer in seinem Hause Gelegenheit, dieselben in einem kalten Winter dagegen sicher zu stellen. Im Jahr 1776. sind sie in den drey kältesten Tagen des Jenners, die doch nicht unter 10. Graden waren, beynahe allen Bauren ver-

fro-

froren. Sie sehen also hier viele Beschwerlichkeiten, denen das Getreid nicht ausgesetzt ist; und überdas muß man wohl bemerken, daß die Erdapfel viele Mühe erheischen. (1)

Das Getreid hat also unstreitig auch selbst vor den Erdapfeln viel Vorzüge, welche, wie Herr Linguet wohl bemerkt, besser in Natur, als in Gestalt von Brod zu geniessen sind; dann muß ich aber auch dem Herrn Parmentier alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, der sich alle Mühe gab, diese Frucht zu empfehlen, und die Kunst, aus selbiger Brod zu machen, zu vervollkommnen. Er verdienet dafür allen Dank, obgleich man bisher nicht einsehen wollte, wie viel man

(1) Um sich davon zu überzeugen, dörfen die, so diesen Anbau noch nie gesehen haben, nur das lesen, was Sie in ihrem philosophischen Bauer sagen, wo sie derselben ganzen Werth zeigen, und mit sehr viel Deutlichkeit alle bey deren Anbau erforderliche Sorgfalt bestimmten, die Kleinjogg anwandte, und dafür mit einer reichen Erndte belohnt worden, ungeachtet diese noch nicht den grösten Grad erreicht hat.

man ihme schuldig seye. Ich meines Orts, muß seine Geschicklichkeit und Gedult anrühmen, durch die er es dahin gebracht hat, aus Erdapfeln das schönste Mehl und sehr gutes Brod zu machen. Ich muß gestehen, er würde sehr irren, wann er dem Bauer anrathen wollte die Erdapfel nicht mehr in Natur, sondern nur in Brod zu essen, das ist aber auch nicht seine Absicht, die, wie man überal siehet, gewiß nie anderst als nützlich seyn kann. Meines Bedunkens sollten Männer, die ihre Arbeiten dem gemeinen Besten wiedmen, auch wenn der Erfolg ihrer Erwartung nicht entspräche, welches aber bey Herrn Parmentier der Fall nicht ist, gegen bittere Beurtheilungen sicher seyn. Herr Parmentier hat sich, bey Untersuchung aller Mählarten, deren Eigenschaften und Vortheile er so wohl bestimmte, alle Mühe gegeben, seine Versuche aufs äusserste zu treiben, und kam dadurch auf diese Entdeckung, die gewiß nicht gefährlich ist, noch die Erdapfel unnütz oder Magazine und Monopolien von selbigen nothwendig macht, oder gar Hungersnoth erweckt, sonder im Gegentheil grossen Nutzen stiften kann. Wann bey

grossem Ueberfluß von Erdapfeln dieselbigen dem Bauer zum Eckel würden, oder seine Arbeitsleute und Knechte sich beklagten, daß er ihnen nichts als Erdapfel zu essen gebe, kann er sie in Brod verwandeln, um eine jedem Stand angenehme Abwechslung zu erhalten. Man kann auch, da es so schwer ist, die Erdapfel von einer Einsammlungszeit zu der andern aufzubehalten, im Winter, zu der Zeit, da sie noch ganz gut sind, aus einem Theil derselben ein Mehl machen, woraus man, zu der Zeit, wo man keine Erdapfel mehr hat, doch Brod davon essen könnte. Wann der Einfall, aus Erdapfeln Brod zu machen, so schädlich ist, als Herr Linguet glaubt, so muß man ihn doch nicht dem Herrn Parmentier zueignen, denn man hat schon vor langer Zeit Proben darüber angestellt. Herr Mustel und Engel, zwey sehr gute Patrioten, haben sich vor ihm schon damit bemühet den Wunsch der Bauren, die dieses begehrten, zu befriedigen, allein ihre Versuche glückten nicht vollkommen. Endlich hat Herr Parmentier diese so sehr gesuchte Kunst entdeckt. Er könnte den Ländern, die gezwungen

sind,

sind, den Hirs, Heidekorn und türkisches Korn zu gebrauchen, einen wichtigen Dienst leisten, wenn er ein Mittel finden würde, diesen Mählarten ihre Zähigkeit zu benehmen. Meines bedünkens verdient ein Mann, der sich bemühet, die gewohnten Nahrungsmittel eines Landes so gesund als möglich zu machen, und dadurch die Stärke, Gesundheit und Dauerhaftigkeit jedes einzelnen Einwohners zu vermehren, mit mehr Recht die bürgerliche Krone, als ein Mann, der nur eines einzelnen Bürgers Leben rettete. Ich weiß dem Herrn François de Neuchateau, diesem liebenswürdigen Freund Herrn Linguets, bey dem sich philosophische Weisheit, weit ausgebreitete Kenntnisse und große Gaaben zur Dichtkunst vereinigen, allen Dank, der dem Herrn Parmentier Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und ihme die große Verbindlichkeit, die man seinen Arbeiten schuldig ist, in den niedlichsten Versen äußerte, die dessen Absichten so wohl bezeichneten (m). Die Verfasser des medicinischen Journals haben ebenfalls den

(m) Le plaisir de faire le bien
Est le prix de L' homme qui pense.

Nutzen dieser Entdeckung angezeiget, ungeachtet sie mit vieler Sorgfalt bemerkten, daß dieses Brod, so gut es auch sey, dennoch dem Weitzenbrod den Vorzug lasse.

Dies, mein Herr! sind die wichtigsten Bemerkungen, die ich über Herrn Linguets Schrift zu machen habe, und nöthig glaubte denjenigen mitzutheilen, die sich vielleicht durch sein Ansehen hätten hinreissen lassen. Männer, die über diese Gegenstände besser unterrichtet sind, hätten sie gewiß auch gründlicher wiederlegen können. Sie erlauben mir, meinen Brief noch mit dieser Anmerkung zu enden, daß obgleich der Getreidbau nicht schädlich und das Brod eine gute Nahrung ist, ich doch, wie ich oben bemerkt, überzeugt seye, daß man überhaupt zu viel Aecker bepflanze. Dieser Fehler ist in diesem Land noch sehr ausgebreitet, ungeachtet er sich schon beträchtlich vermindert hat. Ich wünsche nicht, daß bey uns weniger Getreid eingesammelt würde, sondern vielmehr das Gegentheil, weil wir oft daran Mangel haben; aber eben zu dem Ende hin sollte man, wie ich schon gesagt, viel weniger ansäen.

Denn

Denn ich bin durch die besten landwirthschaftliche Schriften, durch Beobachtungen die mir erfahrne Männer mitgetheilt haben, und durch die Grundsätze einer gesunden Physik überzeugt, daß wenn man weniger Getreid ansäete, und die Aecker etwas anderem wiedmete, man eben so viel Getreid, und viele andre höchst nützliche Produkte zugleich erhalten könnte. Es wäre zu wünschen, daß man sich mehr nach den Grundsätzen ihres weisen Kljioggs bildete, und sich mit seinem so einfachen, klugen und durch 30. jährige Erfahrung gutgeheißne System, welches sie uns mit sehr viel Deutlichkeit und Schönheit mitgetheilt haben, mehr bekannt machte. Ihr Werk wurde mit der grösten Begierde gelesen, gelobt, bewundert. Man ist für ihren Weisen, der diesen Namen besser verdient, als viele denen die Griechen damit geschmeichelt haben, ganz eingenommen. Dessen ungeachtet hatte es doch das Schiksal aller guten Bücher, es hat zu wenig Abänderung verursachet. Man kennt die neuen Wege, findet sie schön, glaubt sie aber nicht sicher, und bleibt beym Alten.

Wie sehr wünschte ich doch, daß einmal ein Mann, der z. E. 30. Jucharten Ackerfeld, und nach Maaßgabe auch natürliche Wiesen hat, der alle Jahr 20. Jucharten, und zwar die eine Hälfte mit Getreid, die andere aber nach hiesiger allgemeiner Gewohnheit mit türkischem Korn ansäet, die Probe machte, nur sieben Jucharten davon anzusäen, er würde durch diesen Abbruch in jeder Zelge drey Jucharten gewinnen, die ihme zu andern Pflanzungen frey blieben. In die drey bessern Jucharten säe er dann Schneckenklee (10) in die drey übrigen Hahnenkamm (11) Sain foin (n) welches vielleicht das beste Futterkraut ist, das auch in schlechtem Boden wächst, wenigstens 12. Jahre lang, fast so lang als der Schneckenklee, (Lüzerne) daurt, weniger Dünger braucht, und

(10) Medicago Sativa Lin. Luzerne. Luserne Frz. Lüzerne. Spargelklee, ewiger Klee.

(11) Hedysarum onobrychis. Lin. Esparcette. Frz.

(n) Sainfoin ist was man sonsten in diesem Land Esparcette nennt, Onobrychis. Wir nennen Sainfoin das, was man an andern Orten Luserne nennt, Medica.

und dem hingegen von drey zu drey Jahren ein wenig Gips genug ist (o). Es ist gewiß, daß diese drey Jucharten in einem gemeinen Jahrgang wenigstens für zwey Pferde und vier Stück Hornvieh, oder welches noch beßer wäre, für sieben oder acht Stück Hornvieh (p) genug Futter liefern würden. Dieser Ertrag wäre gewiß beträchtlicher, als wenn er die eine Hälfte dieser sechs Jucharten mit Getreid, die andere mit türkischen Korn, nur mittelmäßig angebaut hätte; und das wäre ein sicherer Gewinn, weil, da er seine Felder besser düngen und besser bearbeiten könnte, seine Erndte auch weit reicher, und weniger Zufällen ausgesetzt seyn würde, weil die Stärke der Pro-

(o) Alle diese Beobachtungen habe ich auf eigne Erfahrung gegründet.

(p) Drey Pferde essen in einem Jahr nicht so viel, als 6. Jucharten Lüzerne oder Esparcette beym ersten Abschneiden geben. Da nun diese Pflanzen, die Esparcette gewiß zwey oft auch dreymal, die Lüzerne allezeit drey und bisweilen viermal können abgemähet werden, so erhält man besonders von der Lüzerne genug Heu für vier Stück Hornvieh.

Produkten die Zufälle vermindert. Er hätte demnach gleich viel Früchte, und könnte eben so viel, als vorher, oder noch mehr verkauffen, weil er von den Kühen und den drey übrigen Jucharten, von denen ich noch nichts gesagt habe, Nahrungsmittel ziehen könnte, welche nach des Herrn Linguets Wunsche den Gebrauch des Brods vermindern würden, er könnte sich also besser nähren und zugleich bereichern. Seine Nahrungsmittel wurden von den drey übrigen Jucharten noch einen beträchtlichen Zuwachs erhalten, wenn er selbige nach meinem Rath in einen Krautgarten umschaffen würde. Das war die Methode ihres Weisen, deren Nutzen, den man Anfangs übertrieben glaubte, sich nicht nur dreißig Jahre lang erhalten, sondern sogar beträchtlich vermehrt hat. Die Nachahmungen seiner Mitbürger sind der zuverläßigste Beweis dafür. Einen Theil dieses Garten würde er mit türkischem Korn ansäen, das ihm Mästung für seine Schweine und Geflügel gebe; in einen zweyten Theil pflanzte er Elsasser-Rüben (13) entweder von der Frühlingsart,

(13) Brassica Rapa Linn. Rave. Frz.

art, oder von der größern Gattung. Einen großen Bezirk wiedme er den Erdapfeln, den übrigen Theil den gelben Rüben (14) welche ihm gesundes, leichtes, schmackhaftes Gemüs geben, und eben so leicht zuzubereiten sind, als die Erdapfel: und endlich noch einen Theil dem Kohl, (15) der entweder sich ganz überlassen, oder doch nur wenig gewartet, ihme mehr Haubter geben würde, als er für seine Haushaltnng nöthig hätte. Der überflüßige Vorrath aller dieser Gemüsarten lieferte ihm eine sehr gute Nahrung für seine Schaafe und Kühe, die gelben Rüben sind den Pferden dienlich, und der abgehende Kohl macht einen der besten Dünger. Wären das nicht die sichersten Mittel, ihn besser zu ernähren und zu bereichern, besonders wenn er sich über das noch bemühen wurde, seinen Feldbau noch in andern Stücken zu verbessern. Die erste schon oft empfohlene Verbesserung ist, den Weitzen nicht mit Roggen (16) vermischt zusäen, denn zweyerley

Früchte,

(14) Daucus Carotta. Lin. Carotte. Frz.

(15) Brassica Oleraeca. Lin. Chou. Frz.

(16) Secale Cereale. Lin. Seigle. Frz.

Früchte, wenn sie schon von gleicher Gattung sind, erfodern weder gleichen Boden noch gleiche Besorgung, werden nicht zu gleicher Zeit reif, und können also gemischt nie so wohl gelingen, als einzeln. Wann der Roggen gut kommt, so verstecket er beynahe den Weitzen, dieser blühet schlecht, und der Saamen, der ohne Luft reiffen muß, wird bey weitem nicht so groß und schwer, als wenn er allein wäre gesäet worden.

Eine zwote Verbesserung ist, das Gras nicht so lange auf der Pflanze stehen zu lassen. Dann erstens ist es eine bekannte Wahrheit, daß die Pflanze, wenn sie schon Saamen trägt, weniger nährhaft für das Vieh ist; und zweytens muß die Pflanze, wann sie verblüht hat, nur durch die Wurzeln genährt werden, und also saugt sie den Boden zu sehr aus.

Endlich glaube ich, der Bauer sollte mehr Schaafe halten, allein er sollte dieselben statt sie in beschloßne heiße Ställe, in denen sie zugrund gehen müßen, einzusperren, zu nächst an dem Haus in wohl verschloßnen Verschlägen aufbehalten, welche wo sie gegen Norden stehen, sechs

bis

bis sieben Schuhe hoch, auf den anderen Seiten des Hauses aber nur fünf Schuhe hoch und weniger dichte sein müssen, diese sollten gänzlich ohne Dach sein, die nördlichen aber dörfen mit einem 2. Schuh breiten Dach bedecket werden. Die genausten und sichersten Erfahrungen, die seit 20 Jahren angestellt worden, beweisen, daß dieß das einzige Mittel seye, diese Thiere gut zu pflegen, damit sie nicht verderben, sondern die schönste Wolle und besseres Fleisch geben. Diese Beobachtungen sind gar keinem Zweifel ausgesetzt. Herr D' Aubenton, einer der dermaligen grösten Beobachter, der es in der Kenntniß der Thiere weit gebracht hat, und in den Berichten über seine Erfahrungen sehr gewissenhaft handelt, hat selbige mit der grösten Genauheit veranstaltet, und zwar in einem Land, das mehr gegen Norden liegt, kälter ist als Lausanne, und dessen Clima dem von Zürich und des grösten Theils der Schweitz gleich kommen mag. Dieser große Naturforscher hat bewiesen, daß diese Thiere weder Kälte noch Schnee noch Regen förchten, daß die große Hitze hingegen ihr förchterlichster Feind seye.

Die

Die Sorgfalt, so man in Spanien hat, dieselbigen aus den Ebenen von Andalusien in die Gebürge von Kastillien zu treiben, bestätigt diese Bemerkung nachdrücklich. In diesem Land hingegen förchtet man das Gegentheil, man schließt sie in Ställe ein, die wie Baadstuben sind, und läßt sie darinn verderben.

Hier, mein Herr! haben Sie einen großen Brief, es würde mir schmeicheln, wenn Ihre Gesinnungen mit den meinigen übereinsttmmten, und wäre mir der stärkste Beweis, daß ich recht habe.

Ich habe die Ehre ꝛc. ꝛc.

Den 1sten Augustmonath,

1779.

Schrei-

Schreiben (a)

an

Herrn Doktor Tißot, über seinen Brief an Herrn Doktor Hirzel, des Raths des Stands Zürich, über das Getreid und Brod.

Brüssel, den 2ten Wintermonath, 1779.

Mein Herr!

Ich habe das mir gütigst überschickte Exemplar Ihrer kleinen Schrift, in welcher Sie meine Meinung über das Brod und dessen Nutzen bestreiten, richtig erhalten, und bezeuge Ihnen für dessen Mittheilung den verbindlichsten Dank. Sie erweisen mir eine doppelte Höflichkeit. Ihr Werk ist überaus verbindlich; man müßte in der That eine verdächtige Eigenliebe besitzen, um eine solche Kritik übel zu nemmen. Sie erheischt meinen warmen Dank.

Ich

(a) Aus den Annales Politiques, Civiles Litteraires du dix huitieme Siecle. par M. Linguet. Tome septieme N. LI. pag. 165.

Ich bedaure nur, daß ich noch nicht ganz Ihrer Meinung beystimmen kann. Allein meine durch Erfahrungen bezwungene Vernunft widersetzt sich den Bewegungen meines Herzens, und ich fühle, obgleich ich mich fast schämen sollte über den Punkt der Verdauung, einem grossen Arzt entgegen gesetzt zu denken, in mir selbst einen unbezwinglichen Beweis, und dieser ist mein Magen. Ich habe, seye es nun besondere Beschaffenheit meines Körpers, oder Gewohnheit, oder mehr Aufmerksamkeit, als man gewöhnlich diesem Gegenstand wiedmet, von meiner Kindheit an bemerkt, daß das Brod mir zuwider gewesen; es hat mir immer, wenn ich es allein, oder auch nur in sehr geringem Maaß genossen, Säure und wahre Unverdäulichkeit verursachet, da ich hingegen, worüber Sie erstaunen werden, anderes Teigwerk und ungesäurtes Brod sehr leicht und ungehindert verdauen können.

Diese lebenslängliche Erfahrung hat mich natürlich darauf geführt, über alles was Beziehung darauf hat nachzudenken. Ich fande, oder glaubte wenigstens es zu finden, daß die physischen

Ge-

Gefahren des Brods mit seinen unglücklichen moralischen Wirkungen sehr genau verbunden seyen. Diese Betrachtung führte mich so weit, daß ich es für eine Kette ansehe, die die Armen unterdrücke, unter dessen es dem Reichen ein Gegenstand der Wollust und des Vergnügens ist. Freylich kam es mir sehr wunderbar vor, daß die erstern sich mit solcher ausschliessender Begierd an dasselbe hängen, hingegen befremdete es mich nicht, daß es den letzteren sowohl bekomme. Es vermehrt wohl das Vergnügen einer reichen Tafel, allein es stillet den Hunger nicht. (a)

Un-

(a) Sehr wiedersprechend ist diesem, die Erfahrung, die bey uns täglich gemacht wird, daß die meisten Arbeitsleuthe, z. B. Maurer, Zimmerleuthe, Holzhacker ꝛc. die den ganzen Tag an Sonne und Regen bey der brennendsten Sonnenhitze und im harbesten Winter, nichts anders als Brod und Wein geniessen; es vergehen Wochen und Monathe, sogar Jahre, in denen sie weder im Sommer noch im Winter die geringste andere oder gekochte Speise geniessen. Sie geniessen täglich 2 und dreyviertel

Pfund

Unstreitig wurden die fetten, schmackhaften, unsern gesuchten Nahrungsmittlen ganz entgegen gesetzte Speisen, ohne Brod unserm Geschmack sehr wenig schmeichlen, da sie hingegen durch diese schwammichte Substanz, die das Fette in sich saugt, und sich mit selbigem nach und nach ganz einverleibt, vollkommen gemäßiget werden. Der leichte Widerstand beym Kauen dieser Mischung, verursacht einen längern und veränderten Reitz auf der Zunge; die bey der blos nothwendigen Arbeit eine gleichförmige eintönige Maße dem Schlund zuzuführen, bey nahe ganz müßig und unbeweglich bliebe, da sie hingegen durch einen wollüstigen Kitzel in eine unwillkürliche Geschäftigkeit versetzt wird. Sie ist unermüdend, wenn jede ihrer Bewegungen durch einen neuen Reitz bezahlt wird, und jede andre Vermischung, die sie

Pfund Brod und 1 und ein viertel Maaß Wein, und tragen das Zeichen der Gesundheit und Munterkeit auf der Stirne, nnd zeigen Riesenstärke bey ihren Arbeiten.

Anmerk. des Uebersetzers.

sie mit aller Behendigkeit hin und her bewegt, ihr einen neuen Kitzel verschaft.

Und das ist noch nicht alles. Das Brod, das mit Beyhülfe des Speichels und der Zähne von neuem in Teig umgearbeitet worden, dient nicht allein den verschiedenen Geschmack zu modlen und wieder zu verbinden, sondern es reiniget auch die Werkzeuge die bestimmt sind, dessen Eindrücke zu empfangen. Es leistet die nämlichen Dienste, wie der Lappen, mit dem der Mahler seine Pinsel säubert.

Wer wollte ohne diese Art feuchten sanften aber einsaugenden Kehrich, der alle Augenblicke die Nervenbüschelgen der Zunge von dem sie bedeckenden Schleim, den unsre Brühen erzeugen, befreyet, dem Speck, diesen Brühen mit denen man sie überschwemmt, diesen säurlichten, gezückerten, gesalznen Breyen, die bald durch Kälte verdickert, bald durch Wärme aufgelößt werden, oder deren Vervollkommung eine dieser Mäßigungen erfodert, wohl Meister werden? Ist dieß nicht das ächte Bild des Chaos der streitenden Elementen! O! über den Sieg des Kochs, der

aus diesem Gewirr mit schöpferischer Hand Meisterstücke seiner Kunst hervorbringt! Ohne Beyhülfe des Brods, das den Geschmack wieder herstellt, und seine Empfindsamkeit schont, erneuert und gleichsam verewigt, würden unsre von dem Geschmack des ersten Gerichts ganz eingenommene Gaumen nur mit Widerwillen ein anderes annehmen: dieß sind die grossen Verdienste, die die Brodbeckerey dem Ueberfluß leistet.

Dasjenige Volk, so den höchsten Gipfel der Kochkunst erreicht hat, hat auch zugleich die gröste Achtung für das Brod — ist das nicht der unläugbarste Beweis für dasselbige? alle Völker, die von einfachen Gerichten leben, kennen es entweder nicht, oder verachten es sogar: aber wir Franzosen, denen ein leckeres Gericht was wesentliches ist, und die einen berühmten Koch wenigstens so hoch achten als einen Turenne oder Bossuet, sind die grösten Brodesser der ganzen Welt. Unsre Stutzer und Stutzerinnen wurden bey der niedlichsten Mahlzeit ohnmächtig dahin fahren, wenn sie nicht jeden Teller mit seinem Brödgen bewafnet sehen. Diese Erholung für ihren

stumpf

stumpf gewordenen Gaumen und zu reitzbaren Magen, ist der erste Leckerbissen, den sie suchen. Die Beckerey ist alsò ein doppeltes Verbrechen gegen die Menschheit. Sie schmeichelt der Wollust der Reichen, und vermehrt hingegen die Sklaverey des Armen.

Sehen Sie nicht, mein Herr! daß sich der Gebrauch desselben, mit dem Pracht, der es kostbar macht, zugleich einschleicht? die vornehmen Engelländer machen dermalen im Brod beynahe so grossen Aufwand als wir, weil die französischen Köche sich auf dieser Insel vermehrt haben: Sie haben vor Zeiten das Getreid beynahe nur um es zu verkauffen gepflanzet; man kannte damals keine Speisen, als gebraten Fleisch, im Wasser gesottne Fische, Gemüs uud Geflügel; aber dermalen, da sie Voressen und Beyträchtgens geniessen, brauchen sie auch Brod. Kurz, das was mein System unwiederruflich bestättiget, ist, daß diese Gerichte keine anderen ersparen. Weit entfernt, daß man an Fleisch und andern Nahrungsmitteln weniger gebrauche, indem man ihnen diesen treulosen Gefährten zugiebt, wird der Auf-

wand an selbigen nur vermehrt, und es ist ganz natürlich. Der Gaumen, der durch so verschiedenen Geschmack verwöhnt wird, mißbraucht die Kräfte des Magens; man glaubt immer Appetit zu haben, weil der Geschmack noch nicht befriediget ist, dessen Unersättlichkeit für eine Wirkung und Zeichen der Stärke des Magens gehalten wird, bis Unverdaulichkeit, Mattigkeit, Schlaflosigkeit, Verstopfungen, dreytägige und bösartige Fieber, und die ganze Reihe trauriger Folgen der Unmäßigkeit, die Hülfe eines grossen Arztes, wie Sie, mein Herr sind, erfordert, der mit Verordnung einer gemäßigten Lebensart und des Wassers anfängt, und dem Zufolge den Becker verbannt.

Ich habe nicht Zeit genug, auf alle die Einwürfe, die Sie gegen meine Vermuthung zu machen die Mühe genommen, weitläufig zu antworten, indessen kann ich nicht ermangeln, etwas den Saurteig betreffend beyzufügen. Ich habe mich über diese eckelhafte Mischung ereifert; Sie antworteten mir dagegen, daß die durch diese Mischung erregte Gährung das Brod eben so we-

nig verderbe, als der Wein, der eine ähnliche Veränderung leiden muß, verdorben wird. Diese Vergleichung ist sehr schön; jedoch werden Sie, mein Herr! es mir verzeihen, wenn ich weder Ihren Schluß noch die Aehnlichkeit einsehe. Welch ein Unterschied ist nicht zwischen diesen beyden Zubereitungen und ihren Folgen!

Der Wein gährt von selbsten, und befreiet sich durch diese Kochung fremder Theile, mit denen er vermischt war; es bleibt nichts als die wohlgeläuterten brauchbaren Theile desselben übrig. Da hingegen das Brod alle Unreinigkeiten, die der Becker, seye es in Gestalt des weniger wiedrigen Sauerteigs, oder der ähnlichen, allen Sinnen wiedrigen Feuchtigkeit des Bierschaums u. s. f. in dasselbige einwirkt, behaltet.

Ferner hat diese feurige, freywillige, durchdringende und allgemeine Kochung, die diese Feuchtigkeit in Wein verwandelt, irgend etwas ähnliches mit der starrenden, durch Beymischung erzwungnen Ausdehnung, die in des Beckers Trog entstehet? Diese dienet alle Theile miteinander

 zu

zu verbinden, jene hingegen sie zu trennen. Die eine macht eine Aenderung, die diese Feuchtigkeit belebt, da die andere hingegen etwas süßlichtes macht, das der Zunge so beschwerlich wird als dem Magen, und dessen ganze Wirkung ist, die Nerven durch Erschlappung zu lähmen. Jene entzündet ein heilsames Feuer, das den Sinnen schmeichelt, den Kreislauf befördert, das Gehirn erweckt, und das geistige desselben gleichsam verdoppelt; und was wirkt hingegen dieser verdorbene Keim, der mit so vieler Gewalt eingeknettet wird, auf eure Mischung von Mehl und Wasser? Es vermehrt weder dessen Geschmack noch Dauer, im Gegentheil ist das ungesäurte Brod viel angenehmer und ungleich dauerhafter.

Es seye leichter zu verdauen! allein meine Erfahrung beweißt gerade das Gegentheil, und sie ist nicht die einzige, denn ich kenne viele Leuthe, die an sich selbst das gleiche erfahren haben; ja ich glaube sogar, mit meiner geringen Kenntniß in der Arzneykunst, die gegen die Ihrige in keine Betrachtung kömmt, mit leichter Mühe diese Wirkung erklären zu können.

Allein,

Allein, sagen Sie, was haben wir zum Ersatz, was stellen wir an seinen Platz? „ Der „ türkische Weitzen nnd der Hirs saugen den Bo„ den aus: in Ländern, wo diese am liebsten „ wachsen, muß man dafür sorgen, daß die Pach„ ter nicht zu viel Land damit besäen. Der „ Reis wächst nirgends als im Wasser; die „ Pflanzung desselben ist so beschwerlich als unge„ sund: vor 40 Jahren hat ihn der Rath zu „ Roußillon verboten, weil man glaubte, daß „ er sterben verursache. Die Bergbewohner in „ Piemont bekommen, wenn sie selbigen einernd„ ten das Fieber ꝛc. Man sollte demnach in ei„ nem Staat, weit entfernt dessen Anbau zu „ empfehlen, dafür sorgen, daß er sich nicht von „ selbst einschleiche, weil man zu erst auf den „ Unterhalt der Menschen denken muß, ehe man „ ihnen Reichthum verschaffen will. „

Dieser Grundsatz ist in der That höchst gerecht und vernünftig: aber ist er auch hinlänglich den Reis zu verbannen? der Anbau desselben ist beschwerlich! und doch bedarf der Boden zu seinem Empfang keine andere Vorbereitung, als

das

das befeuchten: ein einfacher Stab dienet statt des Pflugs: ihr leget den Saamen in die Gruben, die ihr in den Koth machet, so habt ihr euere Saat vollendet.

So wie der Reis höher wird, läßt ihr auch das Wasser steigen, das ihm sowohl zur Verwahrung als zur Nahrung dient, es giebt den Wurzeln Leib und Stärke, und sichert zugleich den Stengel gegen die Gefahren von Luft, Ungezieser, und andere äussere Zufälle.

Ist er reif, so entreisset ihr ihn mit geringer Mühe dem sumpfigen Boden, in dem er aufgewachsen. Ein leichter Handgrif macht ihn von den Aehren und der ihn bedeckenden Schaalen los.

Er braucht weder Müller, noch die schädlichen Zubereitungen der Becker, um eßbar zu seyn. Ein leichtes Kochen in einem Topf bey gelindem Feuer liefert euch eine eben so angenehme als gesunde Speise.

Seine ausserordentliche Härte läßt keine Insekten zu, und zugleich sichert es diese Eigenschaft, die von seiner festen und dichten Beschaffenheit her-

herrührt, gegen die Gährung. Man kann es ohne die mindeste Unruhe und Gefahr aufbehalten und verschicken. Es enthält unter einer kleinern Form vielmehr nahrhafte Theile; ein Vortheil, den es von dem Wasser erhält, in dem es gewachsen ist, dieses enthält ungleich mehr Nahrungssäfte als die Erde, und es verschwendet sie auch in vollem Maaß gegen diese Pflanze, die ihm besonders geheiliget zu seyn scheint. (b)

Dieses

(b) Oryza panis fit candidus, cujus usus non frequens, „ sed consumitur maxime in forma pultis apud „ Indos. Haec plus calida sumta nervis noxia est, „ teste *Bontio*, inprimis oculos laedit et demum „ coecos reddit, quare etiam Indi calidam non „ sumunt.

Linn. amoen. acad. Vol. V. pag. 66.

„ Qui Amboinam, Bandam et moluccas versus „ navigant, infestantur soepe debilitate visus, „ imo totali coecitate, a crassis lentisque Vaporibus, caput ac cerebrum opplentibus, nervosque „ opticos obstruentibus; quae tamen coecitas non „ semper permanet, sed alterius aeris mutatione

„ vel

Allein der Reisbau ist ungesund, weil er die Felder in Moräste verändert, und weil seine Ausdünstungen ansteckend werden können! allein, um wie

„ vel melioris diaetae soepe recidit. Jac. Bontius
„ de Medic, Indor. Dial. III. p. 14.

„ Der Reis enthält viel Oel und einen mittel-
„ mäßigen Theil wesentlichen Salzes, er ver-
„ dickt die Säfte und ist lindernd, aber er ist ein
„ wenig blähend und beschwert den Magen.

Geoffroy. Mat, Med. 4ter Theil. pag. 223.

Dieses empfiehlt eben den Gebrauch des Reises nicht sehr. Dennoch muß ich der Wahrheit zur Ehre nachsagen, daß bey uns der Reis ziemlich häufig in Form von Breyen, in Milch, Wasser, und Fleischbrühe gesotten, warm, und ohne den geringsten Schaden genossen wird.

Ich wünschte, daß sich Hr. Linguet einmal gefallen liesse, in unserm Land Versuche den Reis zu pflanzen zu wagen, ich glaube er würde bald genug bekommen — wie würden wohl Wässerungen in unsern bergichten Gegenden und unsern so steinigen Aeckern einzurichten seyn? Wie würde diese

wie viel gesunder ist der Getreidbau? und wenn auch die Arbeit Furchen zu pflügen nichts tödtendes hat, verhält es sich mit der Arbeit sie bey der Ernde wieder auszuleeren, auch so?

Kön-

---

diese Pflanze die rauhen Winde, kalte Morgen und Nächte ertragen? da, wie Geoffroy sagt, „ sie nur durch die Hitze der Sonne reif wird. „ Und gesetzt es würden einige Versuche gelingen — so hätten wir den Nutzen, eine Getreidart mehr zu haben, die nach ihren Bestandtheilen, wenn man auch die oben bemerkten schlimmen Folgen wenigstens als ungewiß abrechnete, nicht mehr und nicht weniger wäre als die übrigen. Zu dem weiß vermuthlich Hr. Linguet nicht, daß bey uns zu Stadt und Land sehr viel Gersten, Korn, Haber ꝛc. nur grob gemahlen, oder eigentlich gebrochen, auf gleiche Weise wie der Reis gesotten und gekocht gegessen werden.

Die Mühe mit dem Anbau und Zubereitung des Reises scheint aus folgender Beschreibung eben auch nicht sehr geringe. „ In Canton in der „ Müllerstrasse wird in allen Häusern zu beyden

Sei-

Können Sie wohl glauben, daß bey der stärksten Sonnenhitze diese gebogene Stellung die den Kreislauf hindert, alle Theile des Leibs über die Maasse ausdehnt, und den Arbeiter zwingt, die

---

„ Seiten Reis gestossen und gemahlen. „ Osbecks Reise nach Ostindien und China. pag. 171. „ Man säet den Reis anfänglich im April auf „ hochliegenden Orten; wenn er aber ungefehr „ eine halbe Elle hoch gewachsen ist, so wird er „ aufgegraben, und staudenweise in Reihen auf „ tiefen und so niedrigen Leimgrund verpflanzet, „ der durch die Fluth allemal 6 Stunden mit „ Salzwasser überschwemmt wird, welches die 6 „ folgende Stunden zurücke tritt. Der Reis erfordert also natürlich Ebbe und Fluth und ein „ warmes Clima. „ Wo haben wir diese beyden Erfordernisse? „ Wäre dies nicht, so würde es „ sich die Mühe verlohnen, ihn bey uns am „ Strande zu pflanzen; der Boden, auf welchem „ er wächset, wird von den Ostindienfahrern Paddygrund genennt, und besteht gröstentheils aus „ einem blauen Thon, der vom Dünger und dergleichen obenauf braun aussiehet. Die Chine-

„ ser

die heissen Dünste aus dem erhitzten Boden einzuathmen. Die Nächte, die er auf die brennende Hitze des Tags im Thau zubringt; der Durst, den

„ ser bedienen sich so wohl auf den Reis = als an-
„ dern Feldern der Art von Dünger, welche wir
„ verwerfen, wiewol nicht in Menge; dieser ver-
„ ursacht auf den Aeckern an trocknen Orten,
„ wenn er nämlich darauf gebracht wird, einen
„ entsetzlichen Gestank; hier aber wird er durch
„ das Wasser so temperirt, oder auch weggespühlt,
„ daß man ihn nicht sehr bemerkte. Man bringt
„ den Dünger an die innersten Buchten des Was-
„ sers, damit wenn dasselbe landeinwerths strö-
„ met, der ganze Acker seinen Theil bekommen
„ möge: wo das Wasser den Acker nicht über-
„ schwemmen kann, da hilft man dieser Unge-
„ mächlichkeit durch Wassermaschienen oder auch
„ auf die kürzeste Weise dadurch ab, daß sich
„ zween Chineser an das Wasser stellen, und den
„ Acker mit Eimeren begiessen. Sie befestigen
„ an jedem der beyden Ohren des Eimers einen
„ Strick, stellen sich gegen einander über, jeder
„ drehet sein Stück Strick zusammen, sodann
„ senken

den er mit ganzen Strömen kalten oft trüben Wassers, welches durch seine Rauhe oft Fieber verursacht, und durch seine Schwere den Magen schwä-

„ senken sie den Eimer ins Wasser, und wenn er „ voll ist, so zieht ein jeder an seinem Stricke, „ wodurch sowohl der Eimer aus dem Wasser ge- „ zogen, als auch durch den zusammengedreheten „ sich nun wieder entwickelnden Strick umgestürzt „ wird, daher das Wasser über die höhern un- „ überschwemmten Plätze laufen kann. Man be- „ merkt auf ihren Reisfeldern nicht eben sonder- „ liche Gruben, sondern an einigen Orten kleine „ Kanäle, damit sie in der Ernde mit ihren Boo- „ ten dazwischen kommen, und den gemäheten „ Reis in denselben weg, auf höhere Plätze zum „ trocknen führen können, nachdem sie vorher den „ Zehenden davon im Zolle abgeliefert haben. „ Diese Getreidart schüttet überflüßig, kostet aber „ auch Mühe genug. Durch Beymischung des „ Reismehls unter das Weitzenmehl wird das „ Brod schwerer und unschmackhafter. „ Osbeks Reisen :c. pag. 284. Wäre es nun Vortheil bey uns Reis zu bauen? Hat er vor

schwächet, nicht nur stillet, sondern gleichsam tödet (c). Können Sie, sage ich, glauben, daß so viele traurige Beschwerden weniger wichtig seyen,

vor den übrigen Getreidarten so grossen Vorzug? Erspart er so viele Mühe? Ist seine Ernde so viel gesünder, oder nur so gesund, als unsere Getreidernde? —

Anmerk. d. Uebersetzers.

(c) Ein lebender Beweis gegen diesen Satz ist Kleinjogg, und noch sehr viele andere Bauren, die bey der Ernde mit frohestem Muth Brod und Wasser geniessen. Ich sasse oft mit innigstem Vergnügen in Kreisen von 30 bis 40 Schnittern, die bey Wasser und Brod nicht im kühlen Schatten, sondern bey der brennendsten Hitze an der Sonne, weit entfernt von Klagen über Arbeit oder Beschwerden fröhlich singend und unschuldig scherzend zu mehrerer Arbeit sich wieder ermannten; ich vergaß selbst meine städtische Leibesbeschaffenheit, und erlabte mich in ihrer reitzenden Gesellschaft mit schwarzem Brod und frischem Wasser. Groß, stark und gesund, immer lustig und munter sind diese Leuthe, und würden mit herzlicher Freude

seyen, als die so man sich in den wenigen Tagen während der Reisernde von der morastigen Feuchtigkeit, die die Luft beschwängert, zuzieht.

Allen diesen Vortheilen, die der Reis über das Getreid hat, muß ich noch einen beyfügen, der die übrigen alle überwiegt; der Reis ist nicht nur die beste Nahrung, sondern auch noch die wohlfeilste. Selbst in unsern Gegenden, wo er nicht wächst, wohin er nur mit grossen Kösten geführt wird, und die Ungewißheit des Vertriebs seinen Werth annoch erhöhet, ist er an statt sich bey offnen Märkten zuzeigen, in die Laden der Krämer verbannt, und wird wie die köstlichsten Spezereyen nur Pfundweise verkauft, dessen ungeachtet aber ist er noch wohlfeiler, als die Pflanzen die auf unsern Feldern gebaut werden. Er dienet wie das Getreid, zur Vermehrung der

Wollust

Freude des Weichlings spotten, der mitleidsvoll als Sklaven sie bedauren, und ihr schmakhaftes Brod und kühlendes Quellwasser als zerstörendes Gift ihnen abrathen würde.

Anm. d. Uebersetz.

Wollust der Reichen, aber dann wird er auch wieder bey Hungersnoth so gut oder noch besser als das Getreid die Unterstützung der Armen.

Die Oekonomie, die bey dem Soldatenstand am strengsten ist, findet es vortheilhaft, den täglichen Gebrauch der Nahrungsmitteln mit einer gewissen Portion Reis zu unterspicken, weil der Gebrauch puren Getreids zu kostbar wäre. Man bestimmt während des Krieges dem Soldaten zu seinem täglichen Verbrauch, statt des mit einer Mühe, die oft die besten Entwürfe scheitern gemacht, angeteigten und gebacknen Mehls, eine Portion Reis, die er sieden, und ohne Mühe und Zubereitungen zu einer schmackhaften Speise macht.

Freylich nimmt man es zur Friedenszeit wieder zurück, vermuthlich weil man glaubt, daß er bey wenigern Geschäften auch weniger Nahrung bedörfe. Man bedandelt seine Kräfte wie sein Gewehr, das man bis auf den Augenblick, in welchem man es aufs neue brauchen muß, in dem Zeughaus ruhen läßt. Indessen hindert diese seltsame Unterdrückung nichts desto weniger,

daß aus der Lieferung des Reises, auf das sie zurückfällt, ein unlaugbarer Beweis dessen entstehe, was ich behauptet habe, daß der Reis selbst in unseren Himmelsstrichen zugleich nahrhafter und wohlfeiler sey, als das Brod.

Wie verhält sichs denn in Asia und Afrika in allen Oertern, wo er gepflanzt, und auf dem gleichen Boden, wo er wächst, wieder verbraucht wird? Er ist da das einfachste und wolthätigste Nahrungsmittel, die sicherste und leichteste Stütze des Dürftigen. Er ist also in allen Ländern und unter allen Himmelsstrichen dem Brod weit vorzuziehen.

Man muß das was Montesquieu sagt, daß der Reis aller Orten wo er gepflanzet werde, Hungersnoth nach sich ziehe, unter die eben so zahlreichen als unglaüblichen Trugschlüße zählen, mit denen sein Esprit des Loix (1) angefüllt ist. Wie sollte das zugehen, daß diejenige Frucht, die den leichtesten Anbau erfordert, am geschwindesten wächst, deren Ertrag häufig, und die Einernde sicherer ist,

(1) L' Esprit des Loix, Livre VIII. ch. 21.

ist, und die sich ohne viele Gefahr aufbehalten läßt, eine Quelle der Hungersnoth werden könnte? Selbst in dem Fall, wo unser Feldbau uns nicht genug liefert, muß eine grosse Menge Reis, den man von Fremden erhält, den Mangel ersetzen; und er sollte an den Orten, wo er wächst, nichts als Unheil stiften?

Sie sagen ferner, daß der Gebrauch desselbigen nicht allgemein werden könne, weil er seinen ganz besondern Boden haben muß; daß er nirgends gelinge, als in Morästen, oder Weyhern, in denen man die Höhe des Wassers nach Willkuhr verändern kann, und daß man nicht aller Orten solche morastige Ueberschwemmungen, die zu seinem Wachsthum unentbehrlich sind, errichten könne.

Allein es giebt zwey verschiedene Gattungen: die Reisende melden uns, daß in Asia und Afrika eine Gattung gepflanzet werde, die in offenen droknen Feldern, mit Hülfe einer gemäßigten Wässerung, wie andre Pflanzen gelinge: dieser ist auch angenehmer als der, dessen Stamm beständig unter Wasser stehen muß.

Sie, mein Herr! bemerken dieses ja selbst. Allein Sie besorgen, daß diese Gattung Reis in Europa nicht fortkomme, und daß es schwer seye, den Saamen davon zu erhalten, da Herr **Poivre** mit allem Fleiß und Geschicklichkeit nicht hat so glücklich seyn können, ihn zu verpflanzen.

Erlauben Sie mir, Ihnen auf diese zween Punkten zu antworten, daß das chinesische Clima, wo es am meisten Reis giebt, beynahe in seinem ganzen weiten Umfang von dem unsrigen nichts abweiche, es giebt da im Gegentheil Provinzen, die viel kälter sind, und demnach würde ein Gewächs, das bey Ihnen so häufig wächst, sich bey uns gewiß auch leicht naturalisiren.

Nur durch dergleichen darleihen haben wir, der Armuth und Hungersnoth vorgebogen, die uns von der Vorsehung bestimmt zu seyn scheint. Unfruchbare Bäume, oder unschmackhafte und kraftlose Gesäme, ist der ganze Reichthum, den unsre Erde freywillig uns liefert. Wir haben vor Zeiten die Gesäme und Sprossen zu allem was jetzt unsere Felder bedeckt, von Fremden erhalten. Der Pfirsichbaum, der Kirschbanm, die Wein-

rebe,

rebe, der Maulbeerbaum, das Getreid selbst sind uns eigentlich Fremd: selbst alle übrige Mählarthen, die diesen unterschoben werden, sind den Fremden uns zu ernähren entwendet worden. Warum sollten wir denn nicht einen neuen Versuch wagen dörfen?

Herr Poivre hat diese Versuche gemacht, die aber mißlungen! Ich zweifle weder an den Einsichten, noch an dem guten Willen dieses Herrn: allein ein einzelner Versuch in irgend einem Fach kann nicht entscheiden. (d)

Wer hätte wohl, ehe der Kaffee auf unsern Inseln angekommen, und die Schranken des Erdenwinkels, wo die Natur denselben in der alten Welt hin verborgen, überschritten hat, wohl geglaubt, daß die neue Welt sein Vaterland werden könnte. Und über alles dieses, hätte man den-

(d) Auch bey uns hat ein Liebhaber der Landwirthschaft unter seiner eigensten Besorgung (mit grossem Aufwand) Versuche hierüber machen lassen, aber leider ohne den geringsten Nutzen.

Anm. d. Uebersetzers.

denjenigen nicht für rasend angesehen, der vorgeschlagen hätte, ihn in Paris im königlichen Garten zu naturalisiren, damit man Martinique damit bevölkern könne ꝛc. Indessen ist diese Probe mit gutem Erfolg gemacht worden.

Es ist in der That wunderbar, daß der Mensch so viele Schüchternheit, Ungeschicklichkeit und Gleichgültigkeit in allem, was zu seiner Erhaltung dient, besitzt, und hingegen so viele Kräfte, Herzhaftigkeit und Fleiß, sich selbst ins Verderben zu stürzen. Im Jast kann er die ganze Natur erschüttern; auf seinen Befehl nehmen die Flüsse einen neuen Weg, Felsen zerplatzen, und Berge werden eben. Die Eingeweide der Erde verbergen umsonst das Eisen, den Salpeter, den Schwefel, die eine mächtige Stütze seiner Stärke werden; und ohne eine kleine Probe auf der Oberfläche blieben sie tausend Jahrhundert ohne daß man an sie denken, sie einiger Aufmerksamkeit würdigen, oder sie verfolgen würde!

Man verschwendet ungeheure Summen, um das ausschliessende Recht, in China Thee und Porcelaine, in Indien Diamant und Zeuge,

nach

nach denen allein der Pracht lüstern ist, suchen zu dürfen, hingegen würde man einen Thaler ungern anwenden, eine nützliche Pflanze an sich zu bringen, die eben so viel Menschen ernähren könnte, als der Handel mit diesem Ueberfluß, oder der Krieg, der diesen erleichtert, zu Grunde richtet.

Noch mehr: wenn ein Artillerist eine noch mehr mörderische Bombe oder Kanone erfindet, die leichter und geschwinder gehet, und also noch höllischer ist, so werden geschwind die Kammern und Schulen bereit seyn, sie ins reine zu bringen, um deren Wirkungen zu bewundern. Die Mühe hingegen, Versuche mit Reis, Bananen, Paradiesmuse und Kokus zu machen, bleibt, weil sie sich schwerlich an unsre Luft und Boden gewöhnen, entweder einem Privatliebhaber, den theils die allgemeine Gleichgültigkeit, theils der Mangel des Gebrauchs bald abschrecken, und seine Geschäfte zu sehr zerstreuen; oder einem plumpen unwissenden Bauer übrig, dem alles neue verdächtig scheint, und dessen unzuverläßige Berichte ohne weitere Untersuchung angenommen werden.

Verzeihen Sie, mein Herr! diesen misantropischen Ausfall, der aber leider nur durch zu viele Thatsachen gerechtfertigt ist. Um aber wieder auf unseren Gegenstand zurückzukommen, so werden Sie wohl finden, daß ich noch nicht völlig bekehrt bin, auch selbst physisch, ich meyne in Absicht des Herrn Parmentier rc. und ich bin zu gutmüthig, und nicht sogar eigensinnig, daß ich nicht durch Gründe zu überzeugen wäre.

In Absicht auf die politischen Beschwerlichkeiten dieses Nahrungsmittels, das in der Mülle zerrieben, in dem Beckertrog angeteigt, im Ofen ausgedörrt wird, und in seinem vollkomnesten Zustand mit einer drocknen Rinde eingefaßt ist, die anfänglich durch die feuchten Krummen erweicht wird, die dann aber selbst bald hart werden, wage ich es zu vermuthen, daß Sie selbst empfunden haben, wie schwer es seye, dem was ich gesagt habe, etwas wesentliches und genugthuendes entgegen zu setzen; denn sonst würden Sie, mein Herr! meiner Meinung gewiß nicht den Vortheil gelassen haben, den sie aus Ihrem Stillschweigen schöpft: Sie sind ein Mann, dem

man

man gerne alle Kenntnisse der Gesundheitslehre zutraut, und der die physische Diät so wohl als die moralische kennt.

Indessen, mein Herr! behaupte ich dieses System so wenig hitzig, als andere: obgleich ich dem Reis, Bananen und den Küchengewächsen, die nur eine einfache und kurze Zubereitung bedörfen, günstiger bin, als den Gesämen, deren Bearbeitung so weitläufig und mühsam ist, so werde ich es doch niemanden übel nehmen, der diese vorziehen will: allein ich werde immer mein Brod nur mäßig geniessen, und dabey mit großgünstiger Erlaubniß der Herren Roubaud, Beaudeau, Turgot, rc. dennoch immer die Freyheit brauchen zu behaupten, daß man aller Orten, wo man es so unentbehrlich glaubt, auch dafür sorgen sollte, daß man es wohlfeil haben könne.

Ich habe die Ehre, mit der vollkommensten Hochachtung zu seyn.

Mein Herr!

Dero gehorsamster Diener,

Linguet.

Geschichte der Würkungen einer giftigen Art Erbsen.

Die besondere und wichtige Krankheit, deren Geschichte ich hier erzehle, erweckte bey der Aufnahm der Kranken sogleich den Verdacht, daß ein Fehler in der Lebensordnung Ursache derselben seyn möchte, da man sonst keine Ursache derselbigen fand. Bey genauer Nachfrag wurde man dann berichtet, daß diese Unglückliche durch ein neu eingeschlichenes Lebensmittel, dessen Beschreibung nachfolgen wird, sich selbst unwissend vergiftet haben.

Ich theile meine Beobachtung so mit, wie ich sie, gerade nachdem meine Kranken den Spithal verlassen hatten, unserer naturforschenden Gesellschaft vorgelesen habe.

Ein

Ein Mädchen, das von Jugend auf bis in sein zwanzigstes Jahr einer ungestörten Gesundheit genoß, wurde im Hornung des Jahrs 1775 auf folgende Weise krank. Es befiele sie nämlich, da sie die Kirche gesund besuchte, während des Gottesdiensts ein Frost, auf welchen sogleich heftiges Zittern des linken Armes und Schenkels ohne die geringsten Schmerzen folgte, welches eine Entkräftung des gleichen Schenkels zurück liesse. Sie erwartete das Ende des Gottesdiensts, und gieng noch ohne Hülfe, aber sehr mühsam nach Hause. Von diesem Zufall an mußte sie sich nur leichten Hausarbeiten wiedmen, da die zurückgebliebene Schwäche sie zu Feldarbeiten, die sie bis auf diesen Augenblick leicht und munter verrichtet, untüchtig machte — da sie kurz vorher von einem Landwundarzt gegen leichtes Grimmen, das dieser für Vorbotten des Monatlichen ansahe und behandelte, gebraucht hatte, erzehlte sie ihme diesen Zufall, gegen welchen er sie mit eben so unwirksamen als unschädlichen Mitteln besorgte, und ihr den Gebrauch des Heilbaades zu Baaden empfahl. Sie gebrauchte dieses Baad einige

Zeit

Zeit ohne Wirkung, nur daß sie, so lange sie im Baade saß, vermehrung der Kräften ihres kranken Schenkels zufühlen glaubte, welches aber nur eine Täuschung war, die, so bald sie das Baad verließ, augenblicklich wieder verschwand. Während acht Tagen, die sie sich zu Baaden aufhielte, bekam sie das Monatliche, aber nur in geringer Menge, ihr Uebel blieb gleich.

Sie kehrte nun trostlos wieder nach Haus zurück, willig ihr Unglück gedultig zu tragen — Ihr treuer Seelsorger aber schickte sie in den Spital, wo sie den 11ten Aprill ankam. Ihr äusseres, wann sie im Beth lag, oder nur ihren kranken Schenkel nicht brauchen sollte, zeigte ein gesundes, gutgebautes, lebhaftes Mädchen an; alle Verrichtungen waren in Ordnung, nur daß das Monathliche seit seiner ersten Erscheinung in Baaden sich nicht mehr zeigte. Sie klagte nicht über die geringste Beschwerden oder Krankheit.

An beyden Schenkeln sahe ich nicht das geringste Uebel, keine Geschwulst, keine Schwindung, keine Spannung; nur war die Haut des Kranken Schenkels etwas blaulicht, und mangel-

te

te ihm die natürliche Wärme. Geringere Reizungen, oder leichte Abänderungen der Hitz und Kälte empfande sie nicht, wohl aber stärkere Reizungen. Die Bewegungen des Oberschenkels und des Knie waren jede für sich ungehindert — nur konnte sie den Fuß nicht freywillig bewegen. Der Gang war steif, weil das Knie sich bey dem aufstehen oder gehen boge, und sie deßnahen das Knie mit Gewalt rückwärts ziehen, und nur auf dem vordern Theil des Fusses oder den Zehen gehen mußte — so bald sie mit dem ganzen Fuß auftretten wollte, bogen sich die Knie und sie sank.

Ich ließ sie nach einer gelinden Ausleerung der ersten Wegen, die ich, ungeachtet keine dringende Zufälle es befahlen, dennoch gut fand, Holztränker mit rohem Spiesglas und Holzptisane in starker Menge nehmen, dem Schweiß abwarten, auf der Wade des kranken Schenkels eine Blase ziehen, und die übrigen Theile desselben mit wollenen gewärmten Tüchern reiben und einwickeln: daneben gebrauchte sie noch Mittel, den Fluß des Monatlichen wieder in Gang zu bringen—

gen — bis End Aprils gebrauchte sie diese Mittel unausgesetzt fort; man unterhielte das Blasengeschwürr, allein ohne die geringste Aenderung. Neben dem fortgesetzten Gebrauch dieser innerlichen Mittel ließ ich sie nun die Fieberrinde mit der Baldrianwurzel (Radix Valerianae) und Kampher vermischt gebrauchen: Morgens und Abends soll sie auf eingenommenes Trank dem Schweis abwarten; ehe sie aber den Trank nihmt, soll man ihr drocken schröpfen, um durch dieses Mittel ein stärkeres reiben zu erhalten, nach welchem man eine Mischung von kamphorirtem Weingeist und rektificirten Hirschhorngeist einwasche, und wie oben gemeldt in warme Tücher einwickle. Dieses reiben verursachte ihr einen brennenden spannenden Schmerzen; der Schenkel wurde ganz warm, die Haut roth; 20 Tage lang setzte man diese äussere und innere Behandlung fort; der Schenkel bekam eine natürliche Wärme, und sehr geringe Zunahm der Kräften.

Wie erschrak ich, als ich den 13ten May, ohne die geringsten Vorboten, auch ohne das Zittern, das sich bey dem ersten Anfall zeigte,

den

den andern bisher völlig gesunden Schenkel meiner Kranken auf gleiche Weise gelähmt sah! Ich fand nicht nöthig, meine Heilart abzuändern. Da aber das schröpfen und reiben der Kranken zu beschwerlich war, ließ ich auf beyde Waden Geschwürre mit der Seidelbästrinde (Cortex Mezerei) machen, die 14 Tage unterhalten wurden, nach welcher Zeit wieder an beyden Schenkeln das schröpfen, reiben und waschen vorgenommen wurde.

Aber alles war umsonst. Alles was ich erhielt war an beyden Schenkeln eine natürliche Wärme und etwas mehr Stärke. Sie konnte nur an zwey Krücken gestützt, oder geführt, gehen; und das noch mit der grösten Beschwerd, weil sich die Knie immer biegen wollten. Das Monatliche zeigte sich nicht mehr. Man schickte sie wieder nach Baaden, weil sie das erstemal im Anfang des Frühjährs bey noch roher Witterung in einem unter freyem Himmel stehenden Baad gebaadet hatte, in Hoffnung, ein ordentlicher Gebrauch desselben möchte ihr dienlich seyn.

Ehe ich aber die Veränderungen der Krankheit während dem Baaden und nachher erzähle, gehe ich zu der Geschichte ihres Bruders und Schwester, die sich mit dieser Kranken zu gleicher Zeit in dem Spithal aufhielten, über.

Der Bruder wurde in seinem 24sten Jahr zu gleicher Zeit mit seiner Schwester mit der nämlichen Krankheit, auf gleiche Weise befallen: auch er genoß bisher einer vollkommenen Gesundheit, obgleich sein Aussehen nicht so lebhaft war, sein Beruf zwang ihn das ganze Jahr hindurch wochentlich 2 mal als Fuhrmann, sich allen Abwechslungen der Witterung, doch ohne die geringsten üblen Folgen, bloszustellen; er begleitete seine Schwester nach Baaden, kam aber mit ihr eben so ungetröstet zurück und in unsern Spithal. Auch dermalen klagt er, seine Lähmung ausgenommen, weder über die geringsten äussern Beschwerden, noch über innere Krankheit. Seine beyden Schenkel sind gelähmt, die Knie sehr stark gegen einander gebogen (diese üble Gestalt hat er zwar von seiner Jugend an, doch nicht in dem dermaligen Grad) ohne Hülfe, oder

oder ohne sich zu halten, kann er nicht gehen, mit Mühe an zwey Stützen gelehnt; bey jedem Schritt biegen sich die Knien, und es befällt ihn ein heftiges Zittern derselben, sogar das stillestehen macht ihm Mühe: auch an seinen Schenkeln bemerkt man keine äussere Veränderung, ausgenommen wie bey seiner Schwester die blauliche Farbe, Kälte und gehinderte Bewegung der Füssen. Ich behandelte ihn mit den gleichen äussern Mitteln, Getränken und Pulvern, nur daß ich das reiben, schröpfen und Seidelbastgeschwüre an beyden Schenkeln machen ließ. Aber alles leider ohne die geringste Veränderung seines Uebels — Er begleitete seine Schwester zum 2ten male nach Baaden.

Merkwürdig ist die Geschichte der dritten dieser Kranken, eines 17 jährigen Mädchens, bey welchem sich weder das Monatliche noch desselben Vorbothen zeigten. Diese hatte einige Tage, ehe sie mit den beyden Geschwistern zu gleicher Zeit in den Spithal kam, das Unglück von einem Wagen zu stürzen, welches ihr eine starke Quetschung am rechten Schenkel verursachte,

wegen

wegen welcher sie angenommen und besorgt wurde. Sie war übrigens vollkommen gesund, munter, und von dem Uebel das ihre Geschwistern befallen, gänzlich frey. Die Quetschung war geheilt, und sie gedachte binnen zwey Tagen den Spithal zu verlassen, als sie plötzlich auch von dieser traurigen Krankheit befallen wurde. Diese nahm zu erst den linken Schenkel, und fünf Tage hernach auch den rechten ein, welcher gequetscht, aber nun so geheilt war, daß der Verband konnte weggenommen werden. Mögen nun wohl die vertheilenden Mittel, und der Verband, mit denen diese Quetschung behandelt wurde, die frühere Wirkung der Krankheit auf diesen Theil gehindert haben? ich fand es wahrscheinlich, und gab aus dieser Ueberzeugung dem Willen des Wundarztes, der diese Lähmung nur für eine Wirkung der Quetschung hielt, nach, nach seiner Anzeige seine erste Behandlungsart zu wiederhollen; allein sie war ganz fruchtlos. Das Uebel blieb so, wie es sich beym ersten Anfall geäussert hatte, doch lange nicht in dem Grad, wie bey seinen Geschwistern — sie kann ordentlich gehen;

hen; aber wenn sie geschwind gehen oder irgend eine Last tragen will, biegen sich die Knien, und sie sinkt. Die Füsse haben ihre freye Bewegung. Es zeigt sich die blauliche Farbe und Kälte, nur nicht in so hohem Grad, wie bey den andern. Auch diese Kranke behandelte ich wie die ersten, aber auch ohne Erfolg — und schickte sie in ihrer Gesellschaft auch nach Baaden.

Sie bekamen in Baaden den hier gewohnten Baadfriesel, und heilten ihn während drey Wochen. Kamen aber ihr Uebel betreffend, in völlig gleichem Zustand wieder nach Hause.

Die Mutter dieser Kinder, eine sechszigjährige, sinth fünf Jahren, da sie das Monatliche verloren, immer kränkliche elende Frau, starb im Christmonat gleichen Jahrs an einer Wassersucht — und spürte von der Krankheit ihrer Kinder nie das geringste.

In der festen Ueberzeugung, sie seyen nun gewiß unheilbar, überliessen sich die guten Leuthe ganz geduldig ihrem traurigen Schicksal, arbeiteten in der Stube, und lebten so mit ihrem Elend zufrieden. Dadurch entfernten sie sich aber

auch von mir; ich hörte nun nichts mehr von ihnen, bis ich sie im Hornung 1776 besuchte, um Theils ihr Befinden, theils auch die Beschaffenheit ihres häuslichen Zustands kennen zu lernen, und dann vorzüglich wegen der giftigen Speise, die die Ursache ihrer Krankheit zu seyn schiene, genaue Berichte zu sammeln, deren Summ die Folge meiner Geschichte enthält.

Der Vater, ein Bauer von einem kleinen Gütchen, das ihme und den seinigen Arbeit und Unterhaltung genug verschafte, ein Mann von 57 Jahren, der bisher auch immer gesund und lebhaft, auch gut gebaut und ein schöner Bauersmann war, wurde zu gleicher Zeit mit seinen Kindern auf die nämliche Weise, aber in heftigerm Grad befallen — Er konnte einige Zeitlang ohne sich zu halten nicht stehen, und gar nicht gehen. Er gebrauchte nichts, und sein Uebel verminderte sich so weit, daß er wie seine Kinder mit Mühe, aber doch immer an einen starken Stock gestützt, gehen kann. Ich sehe ihn itzt noch sehr oft in der Stadt, die zwey Stunden

den von seinem Dorf entfernt ist, aber mühsam und schwer herum gehen.

Der älteste Sohn von 28 Jahren, kam vor 2 Jahren v. einer Schwindsucht halb abgezehrt aus Kriegsdiensten nach Hause, und hatte noch das Unglück, mit den Seinigen das gleiche Elend zu erleben — er fiel in der Kirche, wo es ihn befiel, plötzlitz zu Boden; von der Zeit an nahm er sehr schnell ab, und starb in einigen Wochen.

Die kleinste Tochter von 14 Jahren blieb gänzlich von dieser Krankheir befreyt.

Meine Kranken fand ich über alle meine Erwartung gut. Die älteste Tochter kann dermalen gar gut gehen, doch ohne etwas zu tragen, und ihre Hausgeschäfte vollkommen wohl verrichten.

Die zweyte Schwester, die die Quetschung erlitten hatte, war gänzlich gesund.

Auch der Sohn war besser, doch konnte er noch nicht ohne Stab gehen.

Sie wohnen in einem eignen Haus, das sie vollkommen wohl beherberget, obgleich es eben keinen grossen Wohlstand verräth. Ihre Schlaf-

zimmer sind gerade ob der Stube, durch die sie ganz erwärmt werden. Sie haben gute ländliche Betten, und sind auch mit Kleidern vollkommen gut versehen Ihre Arbeit ist Feldarbeit, und im Winter sitzen sie, die Männliche wie die Weibliche in der Stuben, und stricken Strümpfe, (welches eine Arbeit ist, die in dem Dorf, in dem sie wohnen, sinth vielen Jahren zum Theil zur Fabrik geworden ist) und spinnen.

Ihre Nahrungsmittel sind und waren immer die gewohnten Baurenspeisen, Kost (nennt man bey uns ein Gemisch von Erbsen, und Bohnen) (Vicia Faba) weiße Rüben, Erdapfel, Mangold u. s. f. die sie nach allgemeiner Baurenmanier kochen; zu Zeiten Fleisch, und Sonntags oder bey starken Arbeiten ein Gläsgen Wein.

Das Brod, von dessen Gebrauch sie so elend worden, geniessen sie erst sinth dem Frühjahr 1774.

Zu diesem nehmen sie zwey drittel von den Erbsen, und einen drittel Mischleten (eine Mischung von Korn und Roggen, die man gemischt

säet,

säet, und auch wieder gemischt einsammelt.) Auf den Ruhm, daß diese Erbsen sehr ergiebig seyen, fügte er der gewohnten Mischleten zu zwey Theilen einen Theil dieser Erbsen bey, und säete so die dreyerley Gesäme, gemischt. Das Gewächs dieser Erbsen, vermehrte sich so stark und geschwind, daß die übrigen Gewächse von ihr verdrängt wurden, und er bey der Ernde drey Theile solcher Erbsen, und nur einen Theil der übrigen Mischleten einsammelte. Die reiche Ernde und seine neue Frucht gefielen ihm so wohl, daß er einen Rest von gutem Getreid verkaufte, und seine neue Ernde zum Hausgebrauch bestimmte.

Das Brod von dieser Saat wurde sehr schmakhaft, schön weiß, luftig, und schmekte diesen Leuten so gut, daß sie selbiges in ungewohnt starker Menge genossen; und ungeachtet er selbst seine und der seinigen Krankheit dieser Nahrung zuschreibt, und es ihm oberkeitlich verboten worden, ferner von dieser Frucht zu geniessen, kann er sie doch nicht gänzlich lassen, sondern er nimmt itzt wirklich noch einen Theil dieser Erbsen

sen zu zwey Theilen gewohnter Früchten zu seinem Brod.

Einige Leuthe aus den benachbarten Orten, und aus dem Dorf, in dem dieser Mann wohnt, geniessen diese Erbsen in geringer Menge unter Brod, und unter die Kost gemischt gesotten, ohne Schaden.

Ein Bauer aus einem andern Ort hat schon vor 8 Jahren von dieser Frucht unter dem Brod genossen; da er aber nebst den seinigen Schwindel und Kopfschmerzen davon bekommen, hat er es von selbst wieder abgeschaft, und zu Taubenspeise gebraucht.

Da ich vermuthe, daß eine im Jahr 1770 in Basel herausgegebene medicinische Streitschrift, die die nämliche Geschichte behandelt, nicht allgemein bekannt seye, will ich hier einen kurzen Auszug aus derselben beyfügen:

Disser-

Dissertatio inauguralis medica de LATHYRI quadam venenata Specie in Comitatu Montbelgardensi culta.
Examini subiicit
GEORG DAVID DUVERNOY
Montbelgardensis.
Basileæ, 1770. in quarto.

„ Das Pflanzenreich liefert uns unstreitig die meisten Produkte, deren einige zum augenscheinlichsten Nutzen dienen, die andern aber geradezu mehr oder weniger schädlich und giftig sind, diese aber haben die neuern Aerzte durch mehrere Versuche, Proben, und Untersuchungen zu nützlichen Arzneymitteln umgeschaffen. „

„ Bisher hat man alle giftige Pflanzen in zwey Klassen getheilt, — solche, die durch eine reitzende, fressende, brennende Schärfe schaden, — und solche, die auf das Gehirn und Nerven wirken, und in denselben Zerstörungen, Schwächung der Sinnlichkeiten, Verwirrungen u. s. f. verursachen; einige sogar haben diese beyden Eigenschaften gemein. In eine dritte Klasse könnte man mit Recht diejenigen stellen, die zu

keiner

keiner von den erstern Klassen gehören, wie z. E. die Pflanze, deren Behandlung ich hier mittheile. Sie zeiget weder ätzende noch betäubende Eigenschaften, verursacht weder Schmerzen noch Entzündungen u. s. f. das Nervensystem und die übrigen Verrichtungen des Körpers bleiben ungestört. Sie wirkt auf eine ganz eigne Art auf den menschlichen Körper. „

Ich setze die sehr bestimmte Beschreibung dieser giftigen Pflanze wörtlich bey. (a) Sie stimmt

---

(a) Nostri *LATHYRI Radix* annua, simplex, fibrosa plures plerumque emittit *Caules* pedales, cupitales & bipedales, simplices, angulatos, alatos, procumbentes nisi a vicinis plantis sustineantur. *Petioli* semunciales, unciales & longiores, uncialibus & biuncialibus intervallis ad angulum acutum ex caule exeuntes, ex nervo duabus utrinque membranis aucto constantes, bina producunt *Folia* graminea, lanceolato-linearia, variae longitudinis & latitudinis, illa ab uncia ad quatuor, hae ad 2, 3, 4, 6 lineas, nervis tribus longitudinaliter decurrentibus picta, glabra, viridia. *Petioli* nervus ad unciae plus

stimmt mit dem Exemplar, das ich bey Handen habe, und welches von den von meinen Kranken gebrauchten Saamen gepflanzet worden, vollkommen

---

plus minus longitudinem extra Folia productus in *Capreolum* seu *Cirrhum* desinit, plerumque trifidum, quo vicina quaque amplectitur. Ad cujusvis petioli ortum duae *Stipulae* adsunt pro plantae ratione magnæ, glabrae, latissimae, ut non raro foliorum latitudinem adæquent, rarissime superent, latolanceolatæ, ex lata basi auriculam s. hamum deorsum demittentes, uno alterove dente incisum. Ex sinu harum stipularum per totam fere caulis longitudinem *Pedunculi* exsurgunt uniflori, robusti, non alati; breves ad sex lineas, ut tamen superiora versus continuo longiores fiant, ad unciam & ultra. In medio fere vel paulo propius flori duabus valde exilibus conspicuis tamen setis gaudent, & leguminis succrescentis pondere incurvantur. *Flos* mediocris magnitudinis, pro more gentis papilionaceus; *Calix* glaber, patens in campanæ formam, semiquinquefidus, segmentis paulo inæqualibus, lanceolatis, duobus superioribus approximatis, imo angustiori longiori; *Corolla* alba, vel ochroleuca, vel

men überein. Die fuchsische Tabell stellt sie sehr natürlich vor. Er nennt sie Ervum sativum. Weiß Erven. Bey Linneus ist es Lathyrus sativus.

„Die Synonima dieser Pflanze sind sehr verworren, weil keine entscheidende Zeichnung derselben gemacht worden, und verschiedene andere Pflanzen mit dieser viele Aehnlichkeit haben. Es werden deßnahen verschiedene gewissere und ungewissere angezogen. Im deutschen nennt man sie Kechern, Küchern, weisse Küchern,

---

vel ex rubro & albo varia, rarius coerulea, non nunquam penitus rubra, purpuraque intensiori perfusa; *Legumen* unciale & biunciale, latum, compressum, difforme, utcunque ovato oblongum, glabrum, venoso reticulatum, tuba persistente ornatum, dorso latiusculo, binis parum eminentibus marginibus instructo, qui tamen subinde in veras alas producuntur. *Semina* tria, quatuor, quinque, piso minora, subfulva, saturatioribus punctis distincta, angulosa, difformia.

Küchern, oder Vogelswiken, italiänische Erbsen, Plattererbsen; in der Schweitz, Steinwicken, Wintererbsen. Frz. Gesse. „

Die Saamen dieses Lathyrus haben die meiste Aehnlichkeit mit dem von dem Lathyrus Cicera, Linn. doch sind diese viel kleiner und einfärbig, da jene hingegen gedupft und zweyfärbig sind. Indessen glaube ich eine Art so schädlich als die andere.

„ Man säet die Saamen unsers Lathyrus gegen Ende des Augusts, oder Anfangs Herbstmonaths (weßwegen sie bey uns Wintererbsen genennt werden) auch im ersten Frühling. Sie blühet im May und Heumonath. Diese Pflanze vermehrt sich ungemein stark, und giebt sehr viel Früchte. „

„ Aus diesem Gesäme machen die Bauren ein leichtes, weisses, schmackhaftes Brod. Der Schaden, den es verursacht hatte, mußte den Gebrauch desselben nothwendig hintertreiben. „

Joh.

„ Joh. Nicol. Binninger hat in seinen Observ. med. cent. V. obs. 70. eben diese Pflanze für die Ursache einer ähnlichen Krankheit angesehen. Im Jahr 1671 hat er über 44 Personen, unter welchen sich nur 6 minderjährige Mädchen befanden, gezehlt. Und auf seine Entdeckung, daß das Brod die Ursache dieser Krankheit seye, wurde die Pflanzung dieses Gewächses den Bauren von der Regierung verbotten. Da sie sich aber mit der Zeit wieder einschlich, wurde dieses Verbott in den Jahren 1705 und 1714 wieder erneuert. „

Nun folget die Geschichte der Wirkungen dieser Pflanze, die Herr Doktor Berdot, dem Verfasser dieser Abhandlung, mitgetheilt hat.

„ Durch die Beymischung der helfte Weizenmehls zu dem Mehl von diesen Erbsen erhielte man das beste und meist unschädliche Brod, da es hingegen ohne diese Beymischung die gefährlichste Nahrung war. „

Hier-

Hierwieder streittet meine Bemerkung, denn nur der dritte Theil dieses giftigen Mehls, erregte schon üble folgen.

„ Bey den meisten die es eine Zeitlang gebrauchten, wurden die Knien sehr stark gegen einander gezogen, und gebogen. Sie schwankten, wann sie mit dem ganzen Fuß auftraten, und konnten nur auf den Zehen gehen. Wegen Steifheit der Gelenken mußten sie mit ganz starrem Schenkel und Fuß gehen. Diese Zufälle befielen die Leuthe plötzlich, ohne vorhergegangene Schmerzen: nur zeigte sich bey einigen vorher einige Schwäche und Schwere um die Knien. „

„ Wann die Krankheit vollkommen war, konnten sie ohne Stütze nicht gehen. Die Wirkungen dieses Brods äusserten sich ungleich geschwind, bey einigen schon nach wenigen Wochen. Die erwachsenen Weibspersonen blieben von diesem Uebel befreyt. „

Künstliche

„Künstliche Bäder, Heilbäder, Bähungen und Salben, wurden ohne Nutzen gebraucht; sie verschlimmerten sogar oftmals das Uebel. Sie glaubten es unheilbar, und da es weder tödtlich noch schmerzhaft war, ertrugen sie es geduldig.„

„Bey Thieren hatte diese Speise eine gleiche Wirkung. Ein Schwein, das damit gefütert worden, wurde lahm, die Gelenke wurden geschwollen und knoticht, und da es ohne Bewegung lag, wurde es sehr fett. Tauben, und besonders junge, wurden ebenfalls davon gelähmt. Die Hüner brechen diese Saamen weg, die Gänse hingegen geniessen sie ohne Schaden. Unsere Bauren behaupteten auch, daß ein Pferd, das etliche Monathe mit dem Stroh dieser Pflanze gefüttert wurde, steif geworden. Dieses aber ist sehr zweifelhaft, ausgenommen, es hätte zugleich mit dem Stroh auch die Saamen genossen. In einigen Orten der Schweitz wird das Stroh dem Vieh

ohne allen Nachtheil gegeben. Vielleicht trägt der Boden viel zu ungleicher giftigen Beschaffenheit dieser Pflanze bey; denn unsere Bauren haben bemerkt, daß die so in fettem, starkem, kothigem Boden gewachsen, viel giftiger gewesen, als solche, die in entgegengesetztem Boden gepflanzt worden sind. Ein Ochs zehrte auf den Genuß dieses Futters ab, da es hingegen den Schaafen nicht schadet. „

„ Die nächste Ursache dieser Krankheit ist sehr verborgen. Vielleicht würden Leichenöffnungen an dieser Krankheit gestorbener Personen einiges Licht geben? „

„ Herr von Haller schriebe diese Wirkungen allzuvieler Luft dieser Saamen bey. Dieses beweiset das luftige, leichte Brod, so man von denselbigen erhält: Auch die Bemerkung, daß wenn man diese Frucht, ehe man Brod daraus macht, einige Monathe liegen und trocknen läßt, wodurch sie sich vermuthlich der meisten Luft entladet sie weniger

schäd=

schädlich wird. Es ist aber schwer einzusehen, wie diese Luft nur auf die entferneste Theile wirke, und die übrigen, die mehr damit zu thun haben, frey lasse. Ob sie die Verkochung und Veränderung der Speisen in gutes Blut hindere? Auch hier müßten sich andere Zufälle zeigen, die man nicht bemerkt hat, Mangel an Eßlust, Blähungen, Grimmen u. s. f.„

„Kann die Luft zwischen die Gelenke eindringen, und dadurch eine Steifheit verursachen? und wie sollte sie dahin kommen? Kann sie mit dem Nahrungssaft durch die Blutgefässe dahin geführt werden? Schwerlich würden die zarten einsaugenden Gefäße und wässerichte schleimichte Feuchtigkeiten einer solchen mit Luft beschwängerten Feuchtigkeit den Paß gestatten. Geniessen wir nicht eine Menge Speisen, die noch mehr Lufttheilchen als diese besitzen, ohne die geringste ähnliche Wirkung? Und gesetzt auch, sie könnte bis in die Gelenke ein-

eindringen, so könnte sie doch nicht eine Steifheit, ohne eine merkliche Geschwulst erregen; und doch bemerkt man bey diesen Kranken keine Geschwulst. Zudem würde der Druck der Muskeln diese Luft leicht in das zellichte Geweb, oder durch andere Theile, die eben so wenig Widerstand haben, durchpressen.„

„Hr. Binninger hat eine andere Meinung. Er glaubt nämlich, daß diese Nahrung durch eine gewisse Schärfe die Organen des Gefühls und Bewegung angreife, die, da sie sich besonders gegen die Muskeln des Schenkels senkt, die Nerven einschläfert und stumpf macht, und dadurch den Einfluß der Lebensgeister in diese Muskeln hindert. Allein wir können auch dieser Meinung nicht ganz beystimmen. Warum sollte dieses Gift nur auf einige Muskeln wirken? Sogar die nahe liegenden Muskeln, die den Schenkel bey der Einlenkung in den ungenannten Beinen bewegen, und von dem gleichen Stamm ihre Nerven

haben, behalten ihre Bewegung. Der Gang verliert dadurch in seiner Geschwindigkeit nichts. Ueberdas wann die Bewegung, so von den Nerven abhängt, durch eine Steifheit geschwächt oder gar gehemmt wird, verliert sich zugleich auch die Empfindung; welches in unserm Fall nicht begegnet. Die stumpfmachenden Gifte, so die Verrichtungen der Nerven zerstören, wirken gemeiniglich aufs ganze Nervensystem, und verursachen Schwindel, Schlafsucht, Verwirrung, Raserey. Von allen diesen Zufällen haben wir nicht einen bemerkt. Die Seele blieb heiter, alle Verrichtungen in Ordnung: die Arme erhielten sogar, durch die Schwäche der Füssen, einen Zuwachs der Kräften. „

„ Nun meine eigne Gedanken. „

„ Dieses feste harte Nahrungsmittel theilt dem Geblüth eine zu grosse Menge Erdtheile mit, die sich nach und nach in die Knie abwerfen, gleichsam an den Knochen anwachsen,

und

und sich täglich mehr anhäufen, endlich eine solche Steifheit des Gelenks verursachen, daß das Schienbein wegen gar zu starkem Wiederstand der Knoten sich nicht mehr bewegen läßt.„

„Da aber diese Materie keine reitzende Schärfe hat, erregt sie auch keine Schmerzen: und die Empfindung der Schwere, so die Kranken im Anfang empfunden, rührt von dem Druck kleiner Nervgen und anderer Gefässen her.„

„Die Ursach der beständigen Biegung der Knien fällt sogleich in die Augen: der natürliche Zustand aller Gliedmassen ist ein Mittel zwischen Ausdehnung und Biegung. Bey der Biegung der Knien muß nothwendig in dem vordern Theil des Gelenks ein Raum entstehen, in welchen sich die in der Nähe befindlichen Erdtheilchen versetzen, sich nach und nach anhäufen, und diese Biegung beständig unterhalten.„

„Wir bemerken in der Gleichsucht ein gleiches z. E. an den Fingern. Bey dem Gelenk des Schenkels in den Knochen des Bekens, hindert die genaue Einschliessung des Kopfs des Schenkelbeins, das Eindringen einer jeden Materie in die Gelenkhöle.„

„Warum erwachsene Weibsbilder frey geblieben? das ist schwer zu bestimmen — Es scheint der Monatsfluß trage dazu bey; weil sich durch diesen Kanal das Geblüth von seinen Unreinigkeiten befreyen kann. Da hingegen bey Personen, die keine solche Blutausleerungen haben, die zartern Gefässe zu eng sind, solche Erdtheile aufzunehmen, und ohne ausserordentlich verursachte Gewalt weiter zu bringen. Wird meine Meinung nicht durch die Bemerkung bestätigt, daß minderjährige Mädchen von dieser Krankheit befallen worden?„

Die Mutter meiner Kranken bliebe, ungeachtet sie ihr Monatliches schon vor dem Gebrauch

brauch dieses giftigen Brods verloren, dennoch von der Krankheit befreyt.

„Ich würde trachten durch auflösende und schweißtreibende Mittel, durch Reibung der kranken Theilen und Leibesübungen zuhelfen: und wenn andere sichere Arzneyen nichts verfangen wollten, das von dem Freyherrn von Störk in Gliedersuchten so sehr empfohlene Eisenhütli, doch mit nöthiger Vorsicht, geben.„

„Das beste ist, sich mit Speisen zu ernähren, die man aus der Erfahrung für gesund kennt.„

So viel aus der merkwürdigen Streitschrift.

Findet sich nicht die genauste Uebereinstimmung meiner Geschichte, und der, welche in diesem Auszug geliefert worden. Ich werde nicht nöthig haben, meine Leser zu versichern, daß meine Geschichte schon beobachtet und zusammen geschrieben war, ehe ich diese Streitschrift gesehen; ich lege beyde Geschichten neben einander

vor,

vor, weil eine die andre bekräftiget, und nach meiner Einsicht die Schädlichkeit dieser Frucht genugsam zeigen.

Ich hatte die nämliche Anzeige in meiner Behandlungsart — und der Erfolg macht mich glauben, daß sie gut gewesen, obgleich er sich nicht alsobald geäussert hat. Eine bessere Lebensordnung und Enthaltung von dieser schädlichen Speise mögen mit dazu beygetragen haben.

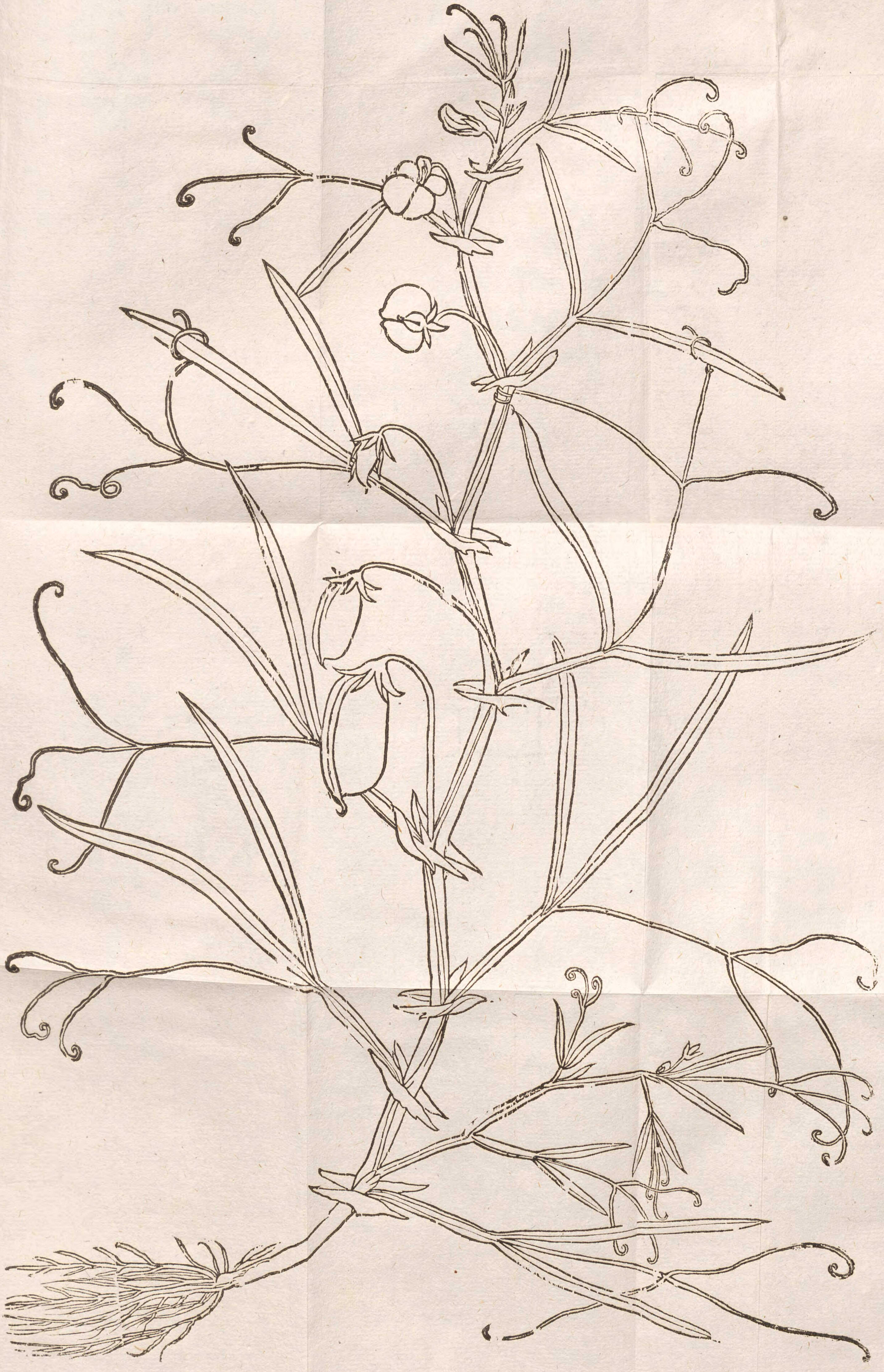
Uns sind junge Tauben von dieser Frucht (weil sie sie vermuthlich nicht verdauen mögen) verreckt. Hüner, denen wir sie gegeben, brachen sie nicht weg, wurden aber lahm.

Dieses sind noch die geringen Abweichungen, so ich bemerkt und hier beyzufügen nöthig gefunden habe.

Nothwendig zu verbesserende

Druckfehler.

Pag.	Lin.	lies	statt
5	9	Gui	Qui
8	20	daß Afrika	daß in Afrika
13	8	gemischt werden muß.	
25	17	jede andere Nahrung.	
29	23	bettlen	suchen
32	3	nichts	nicht
41	11	deren	dessen
42	8	desselben	derselben
48	1	der	des
—	20	Die	Bie
49	23	und darum halte ich	Allein ich halte
59	18	heutige	heutig



LATHYRUS Sativus. Linn.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Linguet, Simon Nicolas Henri, / Tissot, Samuel Auguste André David, /
Hirzel, Hans Caspar,

Linguet und Tißot, über das Getreid und Brod Aus dem Französischen. Nebst
der Geschichte einer giftigen Art Erbsen

Zürich 1780

Oecon. 1128
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10297316-0
VD18 15344347